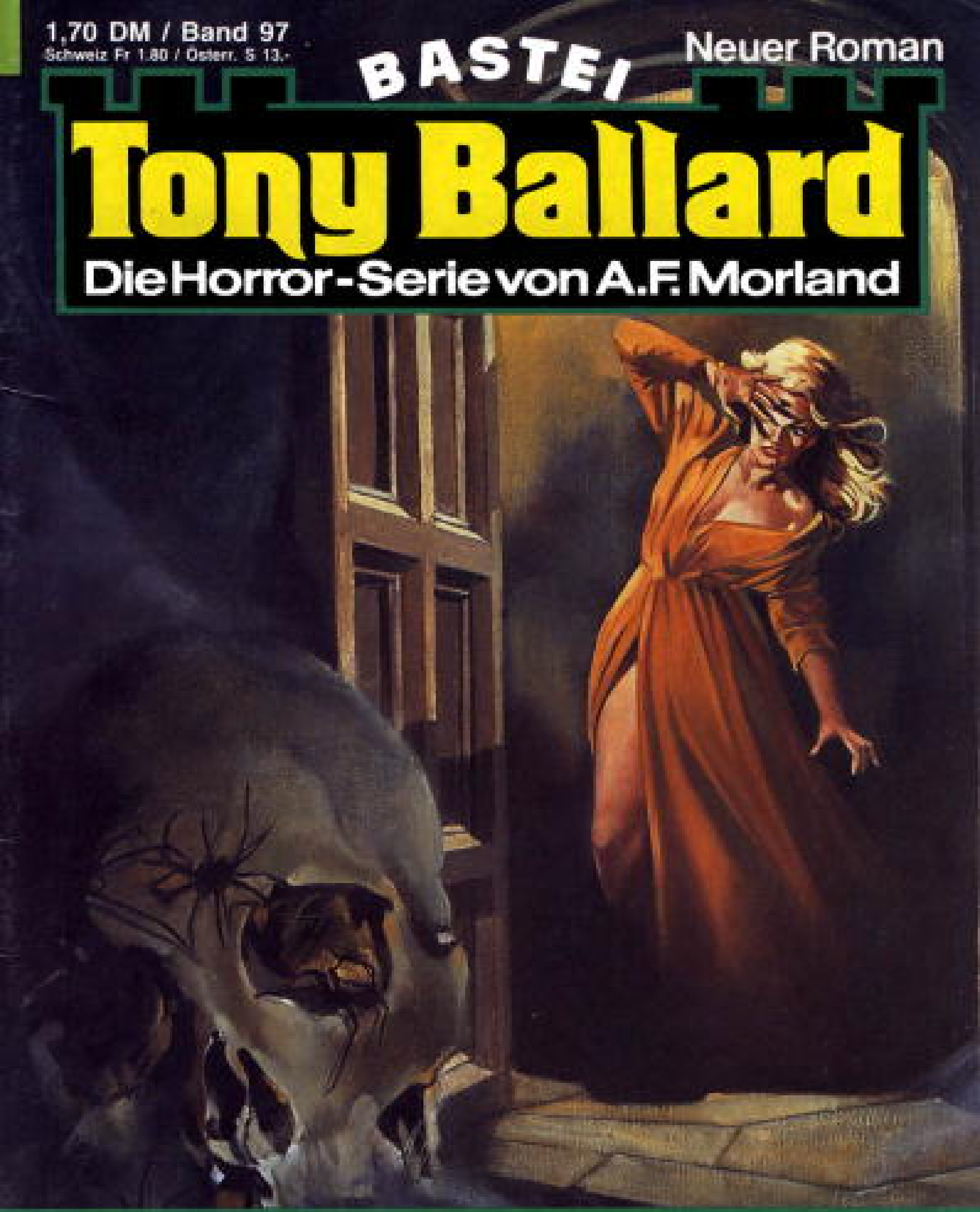


Die Knochenkammer der Dämonen



Die Knochenkammer der Dämonen

Tony Ballard Nr. 97

von A.F.Morland

erschienen am 06.06.1986

Die Knochenkammer der Dämonen

Es geschah am hellichten Tag in einem Einkaufszentrum in der Regent's Street…

Ein Mann blieb plötzlich in der Nähe der Rolltreppen stehen. Seine Augen weiteten sich, als würde er Grauenvolles erblicken. Er taumelte, röchelte und griff sich an die Kehle.

Aber es war keine gewöhnliche Hand, die seinen Hals umfaßte, sondern eine geschuppte Monsterklaue!

Der Mann war ein Dämon.

Patrolman Warren Christie hob das Sprechfunkgerät an den Mund. »Bei mir hier oben ist alles bestens«, sagte er, während er seinen wachsamen Blick über jenen Etagensektor schweifen ließ, den er überschauen konnte.

Hinter ihm dudelte fernöstliche Musik aus einem Teppichgeschäft. Gegenüber war Hochbetrieb in einem Schallplattenladen. Heimwerker schleppten in Richtung Garage ab, was sie gekauft hatten.

Ein gewohntes Bild, friedlich in seiner Art und ereignislos wie jeden Tag.

»Bei mir ist auch alles in Butter«, gab Christies Kollege, George Waite, zurück.

Durch Christies schlanken Körper ging ein Ruck. »Weißt du, was du bist, Freund? Ein Blinder mit Krückstock!«

»Du hast sie wohl nicht alle!« begehrte Waite auf.

Christie trat vor und schaute über das Geländer ins Erdgeschoß. »Da ist ein Mann bei den Rolltreppen«, sagte er hastig. »Den würde ich mir an deiner Stelle etwas genauer ansehen. Mit dem scheint irgend etwas nicht zu stimmen.«

»Wieso?« fragte Waite. »Siehst du ihn?«

»Ganz genau, George, und ich muß gestehen, irgend etwas an dem Burschen gefällt mir nicht«, antwortete Christie.

»Wie sieht er aus?« wollte Waite wissen.

Warren Christie beschrieb den Mann. »Mit dem stimmt was nicht, das sagt mir meine Nase!« behauptete er. »Er wankt…«

»Vielleicht ist ihm schlecht«, sagte Waite.

»Ich habe noch nie im Gesicht eines Menschen soviel Haß und Aggression gesehen«, sagte Warren Christie, den Mann nicht aus den Augen lassend.

George Waite trat in sein Blickfeld. Christie beugte sich über das Geländer und wies mit dem ausgestreckten Arm auf den Mann, den er meinte.

»Ich hab' ihn schon im Visier«, kam George Waites Stimme durch das Walkie-talkie.

Jetzt fuhr sich der Mann an die Kehle.

Warren Christie erschrak. »Verdammt, sei vorsichtig, George!« rief er ins Gerät. »Der Kerl hat auf einmal 'ne Pranke mit langen Krallen!«

Im selben Moment brach in dem Einkaufszentrum, das seit seinem Bestehen nur friedliche Tage erlebt hatte, die Hölle los!

Einer Frau, die einen Kinderwagen vor sich herschob, fiel die Monsterklaue als erster auf. Sie stieß einen grellen Schrei aus und stürmte mit dem Wagen an den Rolltreppen vorbei.

Die Leute, erschreckt durch den Schrei, blickten der Frau nach. Sie rammte mit dem Kinderwagen einen jungen Mann zur Seite und stieß in ihrer Panik eine alte Frau nieder.

Man nahm an, sie habe den Verstand verloren, aber dann sahen auch andere die Horrorklaue, und jeder versuchte sich vor dem furchterregenden Kerl in Sicherheit zu bringen.

Die Angst griff mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers um sich. Sie steckte jeden an.

Warren Christie und George Waite hatten ihre Waffen gezogen. Sie alarmierten ihre Kollegen. Das Einkaufszentrum verwandelte sich in einen Hexenkessel.

Der Mann mit der Höllenpranke lief zu den Rolltreppen.

»Halt! Stehenbleiben!« schrien ihm die uniformierten Polizisten nach.

Neugierige traten aus den Geschäften. Die Menschen, die sich auf den Rolltreppen befanden und auf den Dämon zubefördert wurden, stiegen rückwärtsgehend die Stufen hoch.

Einige stürzten, die anderen ließen ihnen keine Zeit zum Aufstehen. Frauen kreischten, Kinder weinten. Der Dämon erreichte eine der Rolltreppen.

Die Polizisten konnten nicht schießen. Sie hätten zu viele Menschen gefährdet.

Die Rolltreppe bewegte sich nach unten. Der Unheimliche stolperte die Stufen hinauf. Er schien einen Schwächeanfall erlitten zu haben. Ein junger Mann, der nicht zurückweichen konnte, weil hinter ihm eine weinende Frau auf der Treppe lag, warf sich dem Dämon entgegen.

Er packte den furchterregenden Kerl und wollte ihn die Stufen hinunterstoßen, aber da traf ihn die Todeshand. Blitzschnell ging das. Der junge Mann brüllte auf, und plötzlich waren die Krallen der Monsterhand voll Blut.

Tödlich verletzt brach das Opfer zusammen. Der Dämon wirkte zwar schwach, aber er war immer noch stärker als die Menschen, die er in Angst und Schrecken versetzt hatte.

Immer mehr Uniformen tauchten auf.

»Zurück!« brüllte Warren Christie. »Weg von diesem Mann! Er ist ein Killer!«

Jedermann versuchte sich in Sicherheit zu bringen. Kein Mensch nahm auf den anderen Rücksicht. In ihrer Angst dachten die Leute nur noch an sich selbst, und damit verschlimmerten sie die Situation.

Der Dämon rammte alle, die ihm im Wege waren, zur Seite. Er packte eine Frau und warf sie auf die Nachbarrolltreppe hinüber.

Brutal verschaffte er sich Platz. Das kam Warren Christie gelegen, denn sobald das Umfeld des Mannes frei war, schoß er auf ihn. Und die Kugel traf!

Der Dämon wurde zurückgestoßen. Er konnte sich nicht auf den Beinen halten, stürzte und kugelte die Rolltreppe hinunter, die mittlerweile jemand gestoppt hatte.

Immer weiter zogen sich die Menschen vor dem Mann mit der Krallenpranke zurück. Im Erdgeschoß rückten die Polizisten näher heran, ihnen voran George Waite.

Christie rief ihm zu, er solle vorsichtig sein. Waite hielt seine Dienstwaffe mit beiden Händen. Der Dämon lag reglos auf den Stufen. Es hatte den Anschein, als hätte ihn Warren Christie ausgeschaltet.

Eine merkwürdige Atmosphäre herrschte in dem Einkaufszentrum. Irgendwie unwirklich, vollgeladen mit knisternder Spannung, Angst und Grauen.

Niemand sagte etwas. Dennoch war es nicht still. Noch immer dudelte die fernöstliche Musik aus dem Teppichgeschäft.

Die Leute hielten den Atem an, als George Waite den Dämon erreichte. Auch Warren Christie wagte nicht zu atmen. Ein unangenehmes Gefühl sagte ihm, daß die Gefahr noch nicht gebannt war.

Im Gegenteil, er befürchtete, daß sie für Waite noch größer geworden war, und er irrte sich nicht. George Waite beugte sich über den Reglosen.

Als er ihn berührte, passierte es!

Der Dämon explodierte förmlich. Er schnellte hoch, stieß ein markerschütterndes Geheul aus und hieb mit der Pranke zu. Waite hatte unwahrscheinliches Glück.

Mit einem reaktionsschnellen Satz brachte er sich vor dem tödlichen Hieb in Sicherheit. Es war ein reiner Reflex, daß er abdrückte, denn denken konnte er in diesem Augenblick nicht.

Die Kugel traf das Monster aus nächster Nähe, doch der Dämon brach nicht noch einmal zusammen. Das brachte George Waite so sehr aus der Fassung, daß er keinen weiteren Schuß abgab, sondern leichenblaß zurückwich.

Der Dämon drehte sich um und lief die inzwischen leere, stehende Rolltreppe hinauf.

Oben empfing ihn Warren Christie mit mehreren Kollegen. Ihr Sperrfeuer machte ihn wütend. Ihre Kugeln warfen ihn immer wieder nieder, vermochten ihn aber nicht zu töten.

Sie trieben ihn zum Geländer zurück. Ohne zu zögern flankte er darüber hinweg und landete wieder im Erdgeschoß. Auch da wurde sofort das Feuer auf ihn eröffnet.

Es gelang ihm dennoch, sich zur Garage durchzuschlagen. Warren Christie veranlaßte, daß sofort alle Garagentore geschlossen wurden. Dann eilte er zu Waite hinunter.

»Junge, du hattest verdammt viel Glück«, sagte er.

»Was - was war das für ein… Ding?« keuchte Waite. »Und wie soll es nun weiter gehen?«

»In der Garage sitzt er erst mal fest«, sagte Warren Christie. »Und

jetzt müssen wir uns etwas ganz Außergewöhnliches einfallen lassen.«

***

Ich tippte kurz auf die Bremse, kurbelte am Lenkrad, bog in die Regent's Street ein und gab gleich wieder Gas. Neben mir saß Mr. Silver, sonst schien sich niemand in meinem schwarzen Rover zu befinden, aber das stimmte nicht.

Boram, der Nessel-Vampir, war auch bei uns. Er hatte seine Dampfgestalt nur so weit ausgedehnt, daß man ihn nicht sehen konnte. Erst wenn er den Dampf verdichtete, würde man ihn wieder wahrnehmen.

Tucker Peckinpah hatte uns in Marsch gesetzt. In einem Einkaufszentrum in der Regent's Street sollte es zu einem Vorfall gekommen sein, der unseren Einsatz erforderlich machte.

Die Polizei hatte ihre Sache zwar nicht schlecht gemacht, aber sie würde die Situation weder in den Griff bekommen noch bereinigen können.

Da mußten Spezialisten ran.

Ein Glück, daß man das in der Schaltzentrale der Behörde sogleich richtig erkannt hatte. Wie so oft in solchen Fällen hatte dann bei Tucker Peckinpah das Telefon geläutet, und nun waren wir, die Feuerwehr, zum Einsatzort unterwegs, um den Höllenbrand zu löschen, der dort ausgebrochen war.

Wir standen mit dem Industriellen Peckinpah in ständiger Verbindung. Ich hatte das Autotelefon auf Lautsprecher geschaltet, und unser Partner belieferte uns ständig mit neuen Informationen, damit wir auf dem neuesten Stand der Dinge waren, wenn wir das Einkaufszentrum erreichten.

»Ich habe dafür gesorgt, daß man Sie sofort durchläßt, Tony«, sagte Peckinpah.

»Danke, Partner«, gab ich zurück.

»Jeder Polizeibeamte kennt Ihren Namen«, sagte der schwerreiche Industrielle mit den sagenhaften Verbindungen. »Sie brauchen ihn nur zu nennen. Man wird für Sie eines der Garagentore öffnen - und dann sind Sie und Ihre Freunde auf sich allein gestellt.«

»So haben wir es am liebsten«, sagte ich und warf Mr. Silver einen kurzen Blick zu.

Der Industrielle, der wußte, daß der Ex-Dämon neben mir saß, richtete das Wort nun an ihn: »Wie denken Sie über diesen Fall, Mr. Silver?«

»Ich kann noch nicht viel sagen«, antwortete der Hüne mit den Silberhaaren. »Ich muß den Kerl erst sehen. Mir kommt vor, als hätte der Mann gar nicht zum Monster werden wollen. Es scheint ihm passiert zu sein. Ich will damit sagen, daß er sich nicht ganz unter

Kontrolle hatte.«
»Worauf fuhren Sie das zurück?« wollte Tucker Peckinpah wissen.
Der Ex-Dämon zuckte mit den Schultern. »Nach dem, was ich von Ihnen gehört habe, könnte es sich um einen Schwächeanfall des Dämons handeln. Wie Ihnen bekannt ist, sind auch Dämonen gewissen Formschwankungen unterworfen. Natürlich wirkt sich das bei uns nicht so stark wie bei einem Menschen aus, aber ich bin zum Beispiel nicht imstande, permanent dieselbe Leistung zu erbringen. Je rangniedriger, desto stärker die Schwankungen. Und dann gibt es auch noch die sogenannten Endzeitdämonen. Vielleicht haben wir es mit einem solchen zu tun.«
»Was ist ein Endzeitdämon?« erkundigte sich Tucker Peckinpah.
»Nicht alle Dämonen leben ewig. Das ist ein Irrglaube«, sagte der Hüne neben mir. »Es gibt welche, deren Lebensdauer zwar wesentlich länger als die eines Menschen, aber dennoch befristet ist.«
»Sie meinen, dieser Kerl im Einkaufszentrum könnte so ein Endzeitdämon sein?« fragte Peckinpah. »Das wäre nicht schlecht. In diesem Fall brauchten wir nichts gegen ihn zu unternehmen. Es würde genügen, zu warten, bis er von selbst das Zeitliche segnet.«
»Genaueres kann ich erst sagen, wenn ich den Mann sehe«, gab Mr. Silver zurück. »Jedenfalls sind Endzeitdämonen gerade im allerletzten Stadium ihrer Existenz extrem gefährlich.«
»Können diese Endzeitdämonen ihr Leben nicht verlängern?« fragte ich den Ex-Dämon.
Mr. Silver schüttelte den Kopf. »Sie selbst können es nicht, aber unter bestimmten Voraussetzungen kann ihnen geholfen werden.«
»Von anderen Dämonen?« fragte ich.
»Wer sonst sollte ein Interesse daran haben, daß sie weiterleben, du Intelligenzbolzen?« gab der Ex-Dämon zurück.
Ich grinste. »Nichts für ungut, Großer. Das war keine besonders kluge Frage.«
Der Ex-Dämon tätschelte meinen Arm. »Bin ich von dir doch gewöhnt.« Er grinste dabei so unverschämt wie selten.
Die Regent's Street war für den gesamten Verkehr gesperrt. Es gab Umleitungen, um die wir uns aber nicht zu kümmern brauchten.
Tucker Peckinpah hatte mal wieder großartige Vorarbeit geleistet und uns alle Hindernisse aus dem Weg geräumt. Die Polizisten kannten nicht nur meinen Namen, sondern auch meinen Wagen und dessen Kennzeichen.
Ein Blick darauf genügte oft, und wir durften die Sperren passieren.
»Die behandeln dich wie Prinz Charles«, sagte der Ex-Dämon feixend.
»Und dabei siehst du nicht im entferntesten so attraktiv aus wie Lady Di«, konterte ich. Man durfte diesem Stänkerer nichts schenken, denn wenn er Oberwasser bekam, war er nicht auszuhalten.

Der Polizeieinsatz wurde von Warren Christie und George Waite geleitet, hatte uns Tucker Peckinpah wissen lassen. Wenn wir irgendwelche Wünsche hätten, sollten wir uns damit an sie wenden.

»Haben Sie noch ganz kurz Zeit für eine erfreuliche Mitteilung, Tony?« fragte der Industrielle.

»Dafür immer«, gab ich zurück. »Die sind in letzter Zeit ohnedies rar geworden.«

»Vor wenigen Minuten kam ein Fernschreiben herein«, berichtete Tucker Peckinpah. »Ich glaube, da zeichnet sich ein erster Lichtblick ab.«

»Großartig«, sagte ich, noch nicht begeistert. »Und für wen?«

»Für Jubilee«, antwortete der Industrielle.

Jubilee war unser aller Liebling, ein siebzehnjähriges Mädchen, das wir auf der Prä-Welt Coor aufgegabelt und mitgenommen hatten. Seither wohnte sie in meinem Haus, und eine Menge Leute versuchten herauszufinden, wer ihre Eltern waren und wo sie lebten.

Sie war ein bißchen auch unser Sorgenkind. Vor etwa zwei Wochen war ich nach Hause gekommen, und sie hatte im Fieber geglüht. Der Arzt hatte nicht gewußt, was ihr fehlte.

Er hatte angenommen, sie würde eine Krankheit ausbrüten, doch das war nicht der Fall gewesen. Bereits am nächsten Morgen war Jubilee wieder fieberfrei und quietschvergnügt gewesen.

Wir hatten darauf bestanden, daß sie noch einen Tag im Bett blieb, aber dann war sie nicht mehr zu halten gewesen. Seit zwei Wochen besuchte sie fast täglich einen neuen Aerobic-Club, und meine Freundin Vicky Bonney schleppte sie stets mit.

Obwohl es so aussah, als wäre Jubilee wieder okay, wagte ich nicht, dem Frieden zu trauen, aber ich ließ mir nichts anmerken.

»Es wäre möglich, daß man eine Spur von Jubilees Eltern gefunden hat«, sagte Tucker Peckinpah.

Jubilee war bei uns zwar gut aufgehoben, und sie fühlte sich bei uns auch wohl, aber wir wünschten ihr trotzdem, daß sie irgendwann zu ihren Eltern zurückkehren konnte.

Sie war vier Jahre alt gewesen, als ein Dämon namens Cantacca sie entführt hatte. Dreizehn Jahre hatte sie bei ihm verbracht, ehe ihr die Flucht gelang.

»Ich werde es Jubilee erzählen, wenn ich sie sehe«, sagte ich. »Sie wird sich über diese Nachricht bestimmt freuen.«

Damit beendete ich das Gespräch. Wir hatten unser Ziel erreicht.

Als ich aus dem Rover stieg, kam ein uniformierter Polizist auf mich zu. »Mr. Ballard?« fragte er.

»Der bin ich«, antwortete ich.

»Mein Name ist Warren Christie. Detective Sergeant Warren Christie, Sir. Es hat einen Toten gegeben. Ich kann es immer noch nicht fassen,

was ich gesehen habe. Der Kerl hat...«

»Ich bin im Bilde«, sagte ich, um es kurz zu machen. »Ist er noch in der Garage?«

»Ja, Sir«, antwortete Christie. Seine Augen wurden schmal. »Glauben Sie, daß Sie mit ihm fertigwerden, Mr. Ballard?«

Ich lächelte dünn. »Ich werd's versuchen. Ich bin nicht allein«, sagte ich und wies auf den Ex-Dämon, der neben mich trat. »Das ist Mr. Silver.«

Christie nickte dem Zwei-Meter-Hünen zu. »Sir.«

Auf Boram machte ich den Polizisten nicht aufmerksam. Ich wußte ja selbst nicht einmal genau, wo der Nessel-Vampir sich befand. Ich nahm an, daß er sich irgendwo hinter mir aufhielt.

Warren Christie hob sein Funkgerät und rief George Waite. »Mr. Ballard ist soeben eingetroffen«, berichtete er dem Kollegen. »Ist in der Garage noch alles unverändert?«

»Nein, Warren, das ist es nicht!« rief Waite aufgeregt. »Ich wollte dich gerade informieren. Da ist etwas verdammt schiefgelaufen, Warren!«

Christie warf mir einen beunruhigten Blick zu und konzentrierte sich dann wieder auf sein Funkgerät.

»Was ist passiert, George?« fragte er heiser. »Ist der Kerl abgehauen?«

»Nein, er ist noch da«, antwortete Waite nervös. »Aber er ist nicht mehr allein. Er hat jetzt eine Geisel. Eine Frau ist bei ihm!«

***

Warren Christie fuhr sich mit der Hand über die zuckenden Augen. »Zum Teufel, wie konnte das passieren?« schrie er.

»Ich habe keine Ahnung, Warren«, stöhnte George Waite. »Vielleicht hatte sich die Frau in der Garage versteckt. Die Sache sieht nicht gut aus. Der Kerl kann jetzt eine Menge Forderungen stellen. Wir müssen sie ihm erfüllen, wenn wir das Leben der Frau nicht gefährden wollen.«

»Lassen Sie uns erst mal ran!« verlangte ich entschieden.

Warren Christie schluckte trocken. »Und wer übernimmt die Verantwortung, wenn etwas schiefgeht, Mr. Ballard?«

»Ich«, gab ich bestimmt zurück.

»Sir, wenn der Kerl die Frau umbringt...«, setzte der Detective Sergeant an, doch dann unterbrach er sich seufzend. »Okay, kommen Sie, ich bringe Sie zu George Waite.«

Er führte uns zu einem feuerhemmenden Tor, vor dem außer George Waite drei Polizisten postiert waren. Die Mienen der Männer waren gespannt.

Ich sah in ihren Augen Ratlosigkeit und - Furcht, ja, auch das, denn sie hatten es zum erstenmal mit einem Gegner zu tun, dem sie nicht

Herr werden konnten.
Auch Waite meldete seine Bedenken an, doch ich forderte ihn auf, das Tor zu öffnen und dafür zu sorgen, daß nicht noch weitere Personen in die Garage gelangten.
»Er befindet sich mit seiner Geisel im hintersten Sektor«, informierte uns Waite.
Dann wünschte er uns viel Glück, und sie ließen uns durch. Das Tor schloß sich hinter uns. Nun waren wir allein.
Allein mit dem Dämon und seiner Geisel!
Ich raunte: »Boram, bist du da?«
»Ja, Herr«, antwortete der Nessel-Vampir mit seiner hohlen, rasselnden Stimme. Gleichzeitig verdichtete sich seine graue Dampfgestalt und wurde dadurch sichtbar.
Ich wandte mich an Mr. Silver. »Was meinst du? Wäre es möglich, daß die Geisel nur ein Trick ist?«
»Du meinst, er könnte eine Frau geschaffen haben, um auf die Polizei Druck ausüben zu können?« gab Mr. Silver leise zurück.
Ich nickte. »Fragt sich, ob er dazu imstande ist.«
»Ich glaube nicht«, sagte der Ex-Dämon. »Aber ich will mich noch nicht festlegen. Mehr weiß ich erst nach dem ersten Feindkontakt.«
»Ich bin dafür, daß wir erst mal Boram vorschicken«, sagte ich.
»Einverstanden«, gab Mr. Silver zurück. Er stieß mit dem Zeigefinger gegen mich. »Und wir beide trennen uns auch. Jeder versucht für sich allein, ihn zu kriegen.«
»Okay«, sagte ich. »Aber…«
»Keine Sorge«, fiel mir der Ex-Dämon ins Wort. »Ich werde nichts tun, was das Leben der Frau gefährdet. Wenn der Kerl dich in seiner Gewalt hätte, würde ich weniger zimperlich vorgehen. Du bist schließlich robust und hältst etwas aus.«
Ich blickte mich um. Boram war verschwunden.
So war er. Er machte nie viele Worte, handelte lieber.

***

Die Frau war kein Trick! Sie war echt, und sie hatte wahnsinnige Angst. Sie hieß Janet Ashby, war 38 Jahre alt, rothaarig und trug einen zyklamefarbenen Arbeitsmantel aus Perlon.
Sie leitete die Filiale eines Schuhgeschäfts. Als das Chaos ausbrach, hatte sie gerade die Garage aufgesucht, um in ihrem Wagen nach der Geldbörse zu suchen, die ihr heute morgen aus der Handtasche gerutscht sein mußte.
Man sammelte für den Geburtstag einer Kollegin, und Janet Ashby hatte sich großzügig mit 20 Pfund in die Spendenliste eingetragen. Nach dem Eintragen kam das Bezahlen, deshalb hatte sich die Filialleiterin während der Arbeitszeit in die Garage begeben.

Das Krachen der Schüsse hatte sie zwar wahrgenommen, aber nicht richtig gedeutet. Wie hätte sie auf die Idee kommen sollen, daß im Einkaufszentrum geschossen wurde?

Das hatte es noch nie gegeben.

Als sie dann aber die Schreie der Menschen bewußt wahrnahm, wurde ihr doch ein bißchen merkwürdig zumute. Ihre Geldbörse hatte sie gefunden, und sie wollte ins Schuhgeschäft zurückkehren, aber das war nicht mehr möglich.

Man hatte alle Tore geschlossen, hatte alle Schotten dichtgemacht, als wäre in der Garage ein Großbrand ausgebrochen.

Janet Ashby war von Tor zu Tor gelaufen, hatte mit den Fäusten dagegen geschlagen und geschrien, man solle sie rauslassen.

Plötzlich war ein Mann da gewesen. Dutzende Projektile hatten seine Kleidung zerfetzt, und als er den rechten Arm hob, saß die Frau seine grauenerregende, blutige Horrorpranke.

Sie hatte entsetzt geschrien und zu fliehen versucht, aber der Dämon hatte sie erwischt, und seither befand sie sich in seiner Gewalt. Er hielt sie fest, und seine Krallen saßen an ihrer Kehle, in der die Angst pochte.

Ihr rotes Haar war zerzaust, und auf ihrem furchtverzerrtem Gesicht glänzte ein dünner Schweißfilm. Tränen rannen ihr über die Wangen. Sie war verzweifelt. Wenn man sie zu befreien versuchte, würde der Mann mit der Horrorklaue sie auf der Stelle töten!

»Bitte«, stammelte Janet Ashby. »Bitte lassen Sie mich laufen… Ich habe solche Angst…«

»Zu Recht!« knurrte der Dämon.

Die Frau schluchzte laut. »Was haben Sie mit mir vor?«

»Ich brauche dich, *um* von hier fortzukommen.« Er hustete. »Ich dachte, ich hätte noch etwas Zeit…«

Janet Ashby wußte nicht, was er damit meinte.

»Ich wußte nicht, daß es schon soweit ist«, knurrte der Dämon. »Es hat mich überrascht…« Wieder hustete er.

»Sind Sie krank?« fragte die Frau. Sie nahm an, daß die Horrorklaue nicht echt war. Sie hoffte es.

»Ja, krank«, gurgelte der Dämon. »Sehr krank… Aber immer noch stark genug, um es mit all diesen Leuten, die mich kriegen wollen, aufnehmen zu können. Sie sind mir nicht gewachsen, trotz ihrer Waffen. Ich bin ihnen überlegen. Bis zu meinem Ende werde ich das sein. Aber ich brauche nicht zu sterben. Nicht, wenn ich es schaffe, nach Croydon zu kommen. Solange du bei mir bist, können sie mich nicht aufhalten. Sie müssen mir freies Geleit geben. Tun sie es nicht, töte ich dich.«

Die rothaarige Frau stieß einen Entsetzenslaut aus.

»Ich habe bereits einen Mann getötet«, sagte der Dämon. »Sie wissen,

daß mit mir nicht zu spaßen ist.«
Die Frau weinte verzweifelt. »Ich halte das nicht aus… Es ist zuviel für meine Nerven. Ich flehe Sie an, geben Sie mir meine Freiheit wieder.«
»Du kriegst sie in Croydon«, sagte der Dämon hart. »Vielleicht!« schränkte er ein. »Das hängt von dir ab. Wenn du mich ärgerst, mußt du sterben!«
»Sie werden mich auf jeden Fall töten, Sie Satan!« schluchzte Janet Ashby mit tränenerstickter Stimme, und in ihrer grenzenlosen Verzweiflung versuchte sie sich loszureißen, doch der Dämon preßte sie gleich so fest an seinen Körper, daß sie verstört japste: »Ich kriege keine Luft! Ich kriege… keine… Luft…!«
Sein Griff lockerte sich etwas, und Janet Ashby sehnte sich nach einer barmherzigen Ohnmacht, damit sie von all dem Grauen nichts mehr mitbekam.

***

Ich suchte hinter den parkenden Fahrzeugen Deckung. Im Moment wußte ich nur, wo sich der Dämon ungefähr befand, aber wenige Augenblicke später hörte ich die Frau weinen.
Ich spürte einen lästigen Druck auf der Brust und zog meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter. Ich mag es nicht, wenn Frauen weinen, und ganz besonders sauer bin ich auf jene, die sie zum Weinen gebracht haben!
Geduckt eilte ich weiter. Hinter einem Ford Transit richtete ich mich auf. Ganz kurz sah ich Mr. Silver, weit drüben. Er war gleich wieder verschwunden.
Von Boram keine Spur, aber der Nessel-Vampir war zuverlässig. Ich konnte sicher sein, daß er schon fast ›am Mann‹ war.
Vom Transit waren es nur vier Schritte bis zu einem runden Betonpfeiler. Ich legte sie laufend zurück, drehte mich und lehnte mich mit dem Rücken an den kalten Beton.
Ich vernahm das unglückliche Schluchzen der Frau schon sehr deutlich. Es hallte in der Garage wider, und meine Wangenmuskeln zuckten. Ich haßte den Kerl, der die Frau in seiner Gewalt hatte, und ich hatte den brennenden Wunsch, ihn zu vernichten.
Meine Feinde nannten mich ›Dämonenhasser‹, und das nicht ohne Grund, denn ich konnte diese schwarzblütige Brut auf den Tod nicht ausstehen.
Sie waren überall. Manchmal tarnten sie sich so geschickt, daß man sie als Dämonen nicht erkannte. Überall konnten sie sitzen, in den Chefetagen großer Konzerne, in Krankenhäusern oder Konstruktionsbüros, und sie intrigierten, sabotierten und brachten Unglück über die Menschen.

Viele von ihnen wurden nie entlarvt!

Doch diesem Dämon, mit dem wir es heute zu tun hatten, war die Maske gewissermaßen von selbst vom Gesicht gefallen. Ein unbedachter Augenblick… Er hatte die Kontrolle über sich verloren, und schon war das Monster - zumindestens teilweise - aus ihm hervorgetreten.

Und nun hatte er ein Problem!

Er wollte garantiert hier raus, aber wir würden dafür sorgen, daß er das trotz der Geisel nicht schaffte.

Wir waren immerhin zu dritt, wir wußten, wie man gegen solche Unholde kämpfte, und er war - hoffentlich - schwach.

Ich hoffte des weiteren, daß er noch nichts von unserer Anwesenheit wußte, denn das hätte er ganz bestimmt in den falschen Hals gekriegt.

Ich lief weiter, auf das Schluchzen zu, erreichte einen rostigen Mini, den nur noch der Dreck und die vielen Aufkleber, die sich darauf befanden, zusammenzuhalten schien.

Ich mußte mich gehörig klein machen, um hinter dem Wagen zu verschwinden. Ein bißchen größer könnten diese fahrenden Aschenbecher getrost sein, dachte ich mit gekrümmtem Rücken.

Ich blickte durch den Mini und sah über das Holzlenkrad hinweg einen zyklamefarbenen Arbeitsmantel. Jedenfalls ein Stück davon. Und ich hörte die knurrende Stimme des Dämons: »Hast du einen Wagen?«

»Ja«, antwortete die angstschlotternde Frau.

»Wo?« wollte der Dämon wissen.

»Dort vorn«, kieckste die Frau. »Der rote Ford Escort.«

Ich sah den roten Wagen, befand mich von ihm etwa zehn Meter entfernt.

Der Dämon drängte die Frau vor sich her. Einen Herzschlag später sah ich die beiden in voller Lebensgröße. Beim Anblick der Frau krampfte sich mein Herz zusammen.

Na warte, du schwarzblütiger Halunke! dachte ich grimmig. Das wirst du mir büßen!

Noch konnte ich nichts tun, aber meine Zeit würde kommen.

***

Boram bewegte sich schnell und lautlos. Er war ein weißer Vampir, und sein Hunger war erwacht. Er gierte nach der Energie des Dämons, dessen schwarze Kraft in ihm weiß werden würde.

Er lebte von der dämonischen Kraft seiner Feinde. Das bedeutete allerdings nicht, daß er dreimal täglich einen Dämon aussaugen mußte.

Er konnte sehr lange ohne diese Nahrung auskommen, aber er ließ keine Gelegenheit aus, um sich mit der Energie seiner Feinde

aufzuladen.
Wie ein Schemen bewegte sich die graue Dampfgestalt. Es gab kaum ein Hindernis für den Vampir, der aus Nesselgift bestand. Eine Berührung mit ihm war nicht nur schmerzhaft, man verlor dabei auch seine Kraft an ihn.
Und Borams Biß war tödlich!
Immer näher kam er dem Dämon, doch noch durfte er nichts unternehmen, denn selbst wenn er noch so schnell gewesen wäre, hätte der Schwarzblütler noch Zeit gehabt, die Frau zu töten.
Der Nessel-Vampir wartete auf seine Chance.
Der Dämon hatte die Frau gefragt, wo ihr Wagen stand, und Janet Ashby hatte es ihm gesagt. Dorthin huschte der weiße Vampir sogleich. Er war schneller als der Dämon, denn dieser mußte die Frau mitschleppen.
Boram legte sich hinter dem roten Ford Escort auf die Lauer. Er hörte den Dämon mit seiner Geisel kommen. Der Schwarzblütler wollte die Autotür öffnen.
»Es ist abgeschlossen«, sagte Janet Ashby mit tränenerstickter Stimme.
»Wo hast du die Schlüssel?« wollte der Dämon wissen.
»In meiner rechten Manteltasche«, antwortete die Frau.
»Nimm sie heraus und schließ auf!« befahl der Mann mit der Höllenklaue. »Beeil dich!«
»Ja«, schluchzte die Frau, und neue Tränen quollen ihr aus den Augen. Gleich darauf hörte Boram die Autoschlüssel klimpern.
Die Frau war zu aufgeregt, um den richtigen Schlüssel ins Schloß zu bringen. Sie stocherte mit dem falschen Schlüssel so lange am Türschloß herum, bis der Dämon die Geduld verlor.
»Gib her!« knurrte er und griff nach dem Schlüsselbund. Janet Ashby ließ ihn zu früh los, und er fiel zu Boden.
Der Dämon fluchte, beschimpfte die Frau und schlug sie. Sie schrie heiser auf und fiel gegen den Audi Quattro, der neben dem Escort stand.
Als der Dämon sich bückte, um die Wagenschlüssel aufzuheben, sah Boram seine Chance gekommen. Er flitzte hinter dem roten Wagen hervor und stürzte sich fauchend auf den Schwarzblütler.

***

Janet Ashby begriff gar nicht, was geschah. Ein Mann mit einer Horrorhand! Ein Ungeheuer! Und jetzt dieses schattenhafte Wesen, das von dem Tränenschleier, der vor ihren Augen hing, auch noch verzerrt wurde.
Sie erkannte nur, daß der Mann, in dessen Gewalt sie sich befunden hatte, keine Zeit mehr für sie hatte, weil dieses graue Wesen sich auf

ihn gestürzt hatte.
Und sie verstand, daß sie frei war, daß sie fliehen konnte, daß der schreckliche Mann sie nicht dran hindern konnte.
Die Angst hatte ihr nahezu die ganze Kraft geraubt, aber die Hoffnung verhalf ihr vorübergehend zu neuen Kräften.
Sie wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus den Augen, wartete nicht das Ende des Kampfes ab, sondern lief kopflos davon.
Sie hatte kein bestimmtes Ziel. Sie wollte nur weit genug von diesem grausamen Kerl wegkommen, wollte die Garage verlassen. Sie glaubte zu wissen, daß sie zusammenbrechen würde, sobald sie in Sicherheit war, aber das machte dann nichts mehr aus.
Sie lief mit unsicheren Schritten, stieß mit der Hüfte gegen den Außenspiegel eines Sportwagens und stürzte. Ein glühender Schmerz durchzuckte ihre Knie.
Weiter! Weiter! schrie es in ihr. Obwohl es fast über ihre Kraft ging, erhob sie sich wieder und lief um eine Säule herum.
Als sie gegen den Mann prallte, der sich dahinter verbarg, wollte sie einen grellen Schrei ausstoßen, doch der Hüne mit den Silberhaaren hielt ihr blitzschnell den Mund zu.
»Keinen Laut!« zischte der Ex-Dämon. »Sie haben nichts zu befürchten!«
Janet Ashby starrte ihn groß an.
»Haben Sie mich verstanden?« fragte Mr. Silver.
Die rothaarige Frau nickte.
»Sie werden nicht schreien?« fragte der Ex-Dämon.
Die Frau schüttelte den Kopf.
Mr. Silver ließ die Hand sinken. Die Frau blieb stumm. Sie hatte seltsamerweise Vertrauen zu dem großen Mann. Er fragte sie nach ihrem Namen. Sie brachte ihn kaum heraus.
»Haben Sie keine Angst, Mrs. Ashby«, sagte der Ex-Dämon beruhigend. »Sie sind in Sicherheit. Der Kerl kann Ihnen nichts mehr anhaben.«
»Er… wollte… mich…«
Mr. Silver nickte. »Es ist vorbei.« Er nahm ihre Hand. »Kommen Sie, Mrs. Ashby.«
Sie folgte ihm willenlos. Er brachte sie zu jenem Tor, durch das er die Garage betreten hatte, und machte sich mit Klopfzeichen bemerkbar.
Sekunden später übergab er die Frau den Polizisten. George Waite sah den Hünen verblüfft an. »Donnerwetter! Alles erledigt?«
»Noch nicht«, antwortete der Ex-Dämon. »Aber nun ist unsere Aufgabe nicht mehr schwierig.«
»He, Jungs, kümmert euch um die Frau!« rief Waite.
Stützende Hände griffen nach Janet Ashby, und sie gab sich ihnen willenlos hin, während Mr. Silver kehrt machte.

***

Das Blatt hatte sich sehr zu unseren Gunsten gewendet. Der Dämon hatte kein Druckmittel mehr in der Hand. Ich sah die Frau fliehen und wünschte ihr im Geist viel Glück.

Das hatte sie dann auch, denn sie lief Mr. Silver in die Arme. Nirgendwo war sie besser aufgehoben.

Während der Ex-Dämon sie fortbrachte, verringerte ich die Distanz zum Ford Escort auf fünf Meter. Boram setzte dem Schwarzblütler zu. Er ging aufs Ganze, und der Dämon heulte immer wieder auf.

Jeder Kontakt schwächte den Schwarzblütler. Zweimal hatte der weiße Vampir versucht, dem Dämon seine Dampfzähne in den Hals zu schlagen, doch beide Male war es ihm nicht gelungen.

Der Schwarzblütler war noch nicht schwach genug!

Ob Boram den Dämon attackierte, oder ob dieser den Nessel-Vampir angriff, es kam dabei immer das gleiche heraus: der Dämon verlor Kraft.

Sehr schnell begriff er, daß Boram zu stark für ihn war, und er war nicht gewillt, den Kampf fortzusetzen. Flucht war seiner Ansicht nach die bessere Lösung.

Er ließ Boram stehen, wirbelte herum und rannte los, direkt auf mich zu!

Ich sprang ihm mit schußbereiter Waffe in den Weg. Er brüllte seine Wut heraus und wollte mich mit einem Prankenhieb niederstrecken, doch soweit ließ ich es nicht kommen.

Ich fackelte nicht lange. Er war ein Killer, ein Dämon, deshalb schoß ich ohne Vorwarnung. Die Polizeikugeln hatten ihn nur geärgert. Meine geweihten Silberkugeln taten ihm weh.

Die erste Kugel stoppte ihn, die zweite warf ihn nieder. Mehr brauchte ich nicht zu tun, denn den Rest bekam er von Boram. Der Nessel-Vampir ließ sich heißhungrig auf den Dämon fallen.

Und dann kam der Todesbiß!

***

Die dämonische Kraft ging auf Boram über. Mir kam vor, als könnte ich sehen, wie der Nessel-Vampir stärker wurde, aber das bildete ich mir natürlich ein.

Sehr viel schwarze Kraft gab es nicht umzuwandeln, sonst hätte Boram nicht so schnell von seinem Opfer abgelassen.

»Er war schwach«, bemerkte Boram.

»Mit anderen Worten, er war nicht besonders ergiebig für dich«, sagte ich.

»So ist es, Herr«, antwortete der Nessel-Vampir.

Ich war versucht, ihm wieder einmal zu sagen, daß ich nicht sein Herr, sondern sein Freund war, ließ es dann aber bleiben. Oft genug

hatte ich von ihm schon verlangt, er solle mich, wie alle andern, Tony nennen. Er war kaum mal dazu zu bewegen.

Mr. Silver trat neben mich. »Du kommst wie immer zu spät«, sagte ich, um ihn zu ärgern.

»Hör mal, ich mußte mich um die Frau kümmern«, begehrte er auf. »Ich...« Erst jetzt fiel ihm auf, daß ich grinste. Irgend etwas passierte mit seinen Augen, und plötzlich hatte ich Schluckauf.

»Laß das, Silver - hicks!« sagte ich ärgerlich.

Er machte eine Unschuldsmiene. »Was willst du denn von mir?«

»Hör - hicks - auf damit, Silver - hicks - verdammt - hicks - noch mal!« wetterte ich. Er hörte auf, und mein Schluckauf war weg. »Wir müssen Entwarnung geben«, sagte ich. »Übernimmst du das?«

»Gleich«, antwortete der Ex-Dämon. »Laß uns zuerst noch schnell diesen Mann untersuchen.«

»Was sich an dämonischen Kräften in ihm befand, ist jetzt in Boram«, sagte ich. »Oder bezweifelst du das?«

Mr. Silver blieb mir die Antwort schuldig. Er beugte sich über den Mann, der gekrümmt auf der rechten Seite lag. Er sah aus wie ein völlig normaler Mensch.

Er war tot, aber es war nicht zu erkennen, woran er gestorben war, denn Borams Vampirhauer hatten keine Spuren hinterlassen.

Der Ex-Dämon drehte den Toten auf den Rücken. Der Mann hatte keine Horrorklaue mehr. Boram schien einen Menschen getötet zu haben, aber wir wußten es besser.

Der Körper, der hier vor uns lag, hatte einem gefährlichen Dämon zur Tarnung gedient!

Mr. Silver durchsuchte die Taschen des Toten. Er fand Schlüssel, etwas Geld - an die siebzig Pfund - und eine Kreditkarte, die auf den Namen Jonathan Dewaere ausgestellt war.

Ich nahm an, daß Dewaere ein unauffälliges Leben geführt hatte. Bestimmt wußte keiner seiner Nachbarn, daß er ein Dämon gewesen war.

Mr. Silver steckte die Schlüssel ein. Geld und Kreditkarte schob er dem Toten wieder in die Taschen.

»Boram sagte, er wäre schwach gewesen«, bemerkte ich.

»Jetzt bin ich sicher, daß er ein Endzeitdämon war«, sagte Mr. Silver. »Ich glaube nicht, daß er noch lange gelebt hätte. Diese unkontrollierte Verwandlung im Einkaufszentrum war der Anfang vom Ende, der Beginn eines langsamen Sterbens, das manchmal sehr qualvoll ist. Die sterblichen Dämonen haben Angst vor diesem Ende. Sie sind bereit, alles zu tun, um es hinauszuschieben.«

»Du sagtest, jemand müsse ihnen dabei helfen«, sagte ich.

Der Ex-Dämon nickte. »Ja, allein schaffen sie es nicht. Komm, Tony, wir müssen der Polizei mitteilen, daß die Gefahr vorüber ist.«

Ich wollte Boram empfehlen, sich wieder unsichtbar zu machen, doch das war nicht nötig. Soeben dehnte sich seine Dampfgestalt wieder aus.

Er verschwand.

***

Der Raum war klein. Über uns hing eine Neonröhre. Es war das spartanisch eingerichtete Sanitätszimmer des Einkaufszentrums. Ein Arzt hatte sich um Janet Ashby gekümmert, und nun gehörte sie Mr. Silver und mir.

Gleich als wir eintraten, hatte sie Mr. Silver erkannt. Sie lag auf einem Wachstuchbett und lächelte ihm entgegen.

»Ich hatte noch keine Gelegenheit, Ihnen zu danken«, sagte sie. Ihre Stimme klang noch ziemlich dünn. »Mister…«

»Silver«, sagte der Ex-Dämon. »Und das ist mein guter Freund Tony Ballard.« Er legte mir jovial die Hand auf die Schulter.

»Keine Verbrüderung, wenn ich bitten darf«, sagte ich grinsend zu dem Hünen. Ich war sehr froh, daß wir mit dem Dämon, der die Menschen hier in Angst und Schrecken versetzt hatte, so schnell fertiggeworden waren. Ich fühlte mich großartig nach diesem erfreulichen Blitzsieg.

Der Ex-Dämon sagte zu Janet Ashby, er wolle keinen Dank. Sie fragte, was aus dem Mann, der sie als Geisel genommen hatte, geworden war.

Ich erzählte ihr einen Großteil der Wahrheit. Boram erwähnte ich nicht. Die Frau bedauerte nicht, daß der Mann nicht mehr lebte. Wer konnte ihr das verdenken.

Sie würde wohl eine Weile brauchen, um über dieses furchtbare Erlebnis hinwegzukommen. Ich war froh, daß Janet Ashby nicht wissen wollte, wieso der Kerl so eine Horrorklaue gehabt hatte.

Sie fragte nach ihrem Auto.

»Es ist in Ordnung«, sagte ich.

»Ich habe es erst letzten Monat gekauft«, sagte die Frau. »Der Mann wollte, daß ich ihn nach Croydon fahre.«

»Nach Croydon?« Ich horchte auf. »Warum ausgerechnet dorthin?« wollte ich wissen.

»Er sagte, er sei krank, sehr krank«, erzählte Janet Ashby. »Aber er sei immer noch stark genug, um es mit all den Leuten, die ihn kriegen wollten, aufnehmen zu können… Er muß verrückt gewesen sein«, sagte die Frau.

Ich widersprach ihr nicht. Verrückt war die gesamte Existenz von Dämonen, wenn man es genau nahm.

Janet Ashby blickte an mir vorbei an die Wand. »Er sagte etwas Merkwürdiges«, berichtete sie. »Er sagte…« Sie faßte sich an die

Schläfen. »Ich hoffe, ich bekomme es richtig zusammen… Also er sagte, er brauche nicht zu sterben, wenn er es schaffe, nach Croydon zu kommen. ›Solange du bei mir bist, können sie mich nicht aufhalten‹, behauptete er.«

Ich schaute Mr. Silver an. »Was ist in Croydon?«

Der Ex-Dämon zuckte die Schultern. »Weiß ich nicht, Tony, aber wir werden es herausfinden.«

***

Wir befanden uns wieder in der Garage. Das Leben normalisierte sich im Einkaufszentrum allmählich. Man hatte den Toten mit Packpapier zugedeckt, und George Waite und Warren Christie warteten auf das Eintreffen des Leichenwagens.

Die anderen Polizisten hatten ihre gewohnten Positionen wieder eingenommen. Andere Kunden betraten das Einkaufszentrum und hatten keine Ahnung, was sich hier erst vor kurzem ereignet hatte.

Das Grauen verwischte sich ziemlich schnell.

Mr. Silver hatte den Wunsch geäußert, sich den Toten noch einmal ansehen zu dürfen. Die Polizisten hatten natürlich nichts dagegen. Der Ex-Dämon stellte bei Jonathan Dewaere keine Veränderungen fest.

»Beruhigt?« fragte ich ihn.

»Jetzt ja«, antwortete der Hüne.

»Können wir gehen?«

Der Ex-Dämon nickte.

Der Leichenwagen traf ein. Wir erfuhren, daß sich Dewaeres Opfer bereits darin befand. Es war aber auch noch Platz für den zweiten Toten, der genau genommen keine echte Leiche, sondern lediglich ein leerer Tarnkörper war.

Zwei Männer stellten einen Sarg neben Dewaere. Sie legten das Packpapier beiseite und hoben den Mann in die Totenkiste. Dann schoben sie den Sarg in den Leichenwagen und schlossen die Türen.

Waite und Christie atmeten auf.

Die beiden Männer stiegen in den schwarzen Wagen und fuhren los. Für Mr. Silver und mich war damit dieses Kapitel ebenfalls zu Ende, aber es bekam in der nächsten Sekunde einen höchst unerfreulichen Nachtrag.

Etwas geschah, womit keiner von uns rechnete.

Der Leichenwagen erreichte gerade die Garagenausfahrt, da versperrte ihm plötzlich ein nackter weißer Gigant den Weg!

Das war kein Mensch. Wir wußten, um wen es sich handelte, und wir kannten auch seinen Namen.

Der Riese, der in diesem Moment den Leichenwagen stoppen wollte, war der Höllen-Cyborg Yul!

***

Er war der erste Dämonen-Cyborg, den es gab. Geschaffen von OdS-Wissenschaftlern, die den Auftrag dazu von Professor Mortimer Kull erhalten hatten.

Sie hatten eine perfekte Kampfmaschine entwickeln sollen, einen Super-Cyborg, und das war ihnen auch gelungen. Aber dieser intelligente Roboter hatte sich von Kull getrennt. Er war Kulls Kontrolle entglitten und tat jetzt nur noch, was er selbst wollte. Befehle nahm er keine mehr entgegen.

Er hatte sich selbständig gemacht. Das allein wäre schon schlimm genug gewesen, aber es kam noch schlimmer!

Auch das Höllenschwert, diese starke Waffe, die auf dem Amboß des Grauens geschmiedet worden war, ging nun seine eigenen Wege. Es akzeptierte nicht jeden als Besitzer, und Mr. Silver hatte es immer wieder mit seinem Willen unterwerfen müssen, denn sonst hätte es sich gegen ihn gewandt.

Dennoch hatte sich das schwarze Schwert, das man als eigenständiges Wesen betrachten mußte, von Mr. Silver getrennt und selbst einen neuen Besitzer gewählt: Yul! [1]

Schwert und Cyborg waren eine brandgefährliche Einheit geworden. Yul hatte sich auf der Affenwelt Protoc eine Satansdroge einverleibt, die ihn zu einem dämonischen Wesen ganz besonderer Art werden ließ.

Er hatte kein Gesicht. Wo Mund und Nase sein sollten, befanden sich Atemschlitze, als trüge der Cyborg eine Gasmaske. Seine Kameraaugen leuchteten rot, und seine künstliche Haut war weiß wie Milch.

Mir schnürte es die Kehle zu, als ich Yul sah.

Breitbeinig stand er da, nackt, muskulös - eine Gestalt wie aus einem Science-fiction-Film. Er hielt das Höllenschwert zum Schlag erhoben.

Der Fahrer des Leichenwagens hätte anhalten müssen, aber seine Schrecksekunde dauerte zu lange. Noch fuhr der schwarze Kastenwagen. Der Fahrer hatte noch nicht einmal den Fuß vom Gaspedal genommen.

Yul ließ sich diese Mißachtung nicht bieten. Er schlug mit dem Höllenschwert zu. Da, wo andere Schwerter nicht durchkamen, hatte das Höllenschwert keine Schwierigkeiten.

Eine Frontscheibe zu zertrümmern, stellte für die schwarze Waffe ohnehin kein Problem dar.

Ich hörte das Glas klirren und den Fahrer schreien.

Und dann verstummte der Mann!

Das Höllenschwert hatte ihn getroffen und zum Schweigen gebracht!

Ich zersprang fast vor Wut. Vor wenigen Augenblicken hatte ich mich noch als Sieger gefühlt, und nun mußte ich erkennen, daß der Kampf noch nicht zu Ende war.

Er wurde sogar noch zu einer höheren Ebene emporgetragen, denn

Yul war keinesfalls mit Jonathan Dewaere gleichzusetzen. Yul war alles andere als ein schwach gewordener Endzeitdämon.

Dieser Satansroboter strotzte vor Kraft!

Mr. Silver sah eine Chance, sich das Höllenschwert wiederzuholen. Er startete, und ich rannte mit ihm durch die Garage.

Yul wütete wie ein Berserker. Der Beifahrer sprang schreiend aus dem noch rollenden Fahrzeug und warf sich hinter einen fahrbaren Müllcontainer. Er schützte seinen Kopf mit beiden Armen und zog zitternd die Beine an.

Yul riß die Tür auf der Beifahrerseite ab. Er wandte sich mir zu und schleuderte mir die Tür entgegen. Das ungewöhnliche Wurfgeschoß raste in Brusthöhe auf mich zu.

Ich ließ mich fallen. Die Tür flog über mich hinweg und klapperte auf den Betonboden. Liegend feuerte ich auf den Dämonen-Cyborg, doch meine Silberkugel, mit der ich ihn sowieso nicht töten konnte, verfehlte ihn knapp.

Er zwängte sich in den Leichenwagen. Diese Bestie aus Stahl und Elektronikprozessoren schien nicht zu stoppen zu sein. Jetzt erst recht nicht, wo ihm das Höllenschwert gehörte.

Zwei ›tote‹ Wesen hatten zueinander gefunden, und sie ›lebten‹ auf eine für die Menschheit erschreckende Weise!

Als Yul Gas gab, jaulten die Reifen des Totenwagens. Ich sprang auf. Mr. Silver fehlten nur noch wenige Meter bis zum Leichenwagen, doch er schaffte es nicht. Als Yul den Motor aufheulen ließ, machte der schwarze Kastenwagen einen kraftvollen Sprung vorwärts, und die Distanz zwischen Fahrzeug und Ex-Dämon vergrößerte sich.

Der weiße Gigant stahl einen Leichenwagen!

Was hatte er mit Jonathan Dewaere vor?

***

Mr. Silver trieb mich mit raschen Handbewegungen an. »Schnell, Tony, wir müssen hinterher!« rief er. »Wo ist eigentlich Boram?«

»Keine Ahnung«, keuchte ich.

»Boram?« rief Mr. Silver, doch der Nessel-Vampir antwortete nicht. Es gab mehrere Möglichkeiten. Boram konnte sich nach Hause begeben haben, nachdem er gesehen hatte, daß er hier nicht mehr gebraucht wurde.

Er konnte aber auch in meinem Wagen auf uns warten.

Wir rannten aus der Garage. Mein Schuß rief wieder einige Polizisten auf den Plan. Ich schrie einem zu, sie sollten sich um den toten Fahrer des Leichenwagens kümmern, dann schwang ich mich hinter das Lenkrad meines Rovers.

Boram befand sich nicht im Wagen. Ich machte mir seinetwegen keine Gedanken. Er kam schon allein zurecht. Wichtig war, daß wir an

Yul dranblieben.

Der Leichenwagen raste durch die Regent's Street, als wäre sie völlig menschenleer. Yul kümmerte sich nicht um andere Verkehrsteilnehmer. Er fuhr rücksichtslos.

Ich raste hinter dem Leichenwagen her, aber mit der gebotenen Rücksicht. Meine Nerven waren straff gespannt, und ich versuchte auf jede Verkehrssituation sofort zu reagieren. Aber ich fragte mich, wie lange ich diesen Überstreß aushalten würde.

»Ruf Peckinpah an!« rief ich Mr. Silver zu. »Die Polizei muß versuchen, diesen irrsinnigen Teufel zu stoppen, sonst gibt es noch ein Unglück.«

Der Ex-Dämon rief an.

Der Industrielle meldete sich augenblicklich, als hätte er auf den Anruf gewartet. Mr. Silver schilderte ihm die Situation. Er gab unsere Position durch, und Peckinpah sagte: »Am besten wäre eine Straßensperre.«

»Er wird jede Sperre durchbrechen«, sagte Mr. Silver.

»Es gibt doch diese eisernen Scherengitter mit den langen Stacheln!« schrie ich. »Wenn er da drüberrast, sind alle vier Reifen platt. Dann haben wir ihn!«

Wir befanden uns jetzt auf der Bayswater Road. Linkerhand war der Hyde Park. Yul hatte zwar das langsamere Fahrzeug, aber den brutaleren Fahrstil, und dadurch gelang es ihm, den Vorsprung immer mehr auszubauen.

»Meine Güte, Silver, du kannst doch so viel!« schrie ich nervös. »Kannst du nicht dafür sorgen, daß die Leute von der Straße kommen?«

»Ich bin leider nicht allmächtig«, bedauerte Mr. Silver. »Wir werden Yul verlieren«, fügte er trocken hinzu.

»Ich tue, was ich kann«, keuchte ich, um jeden Meter verbissen kämpfend.

»Ich mache dir keinen Vorwurf«, sagte der Ex-Dämon. »Es war eine reine, nüchterne Feststellung.«

Bis zum Earl's Court gelang es mir mit viel Glück, dranzubleiben, aber dann verlor ich den Leichenwagen aus den Augen.

»Verdammt, wo bleiben denn die Straßensperren?« schrie ich zornig. Wieder einmal machte sich das Marbu-Gift, das sich in mir befand, bemerkbar. Mir platzte in letzter Zeit viel öfter der Kragen als früher.

Aber das war nicht das Schlimme. Das wirklich Schlimme, vor dem ich mich fürchtete, war, daß das schleichende schwarze Gift mich eines Tages beherrschen würde, wenn ich es nicht schaffte, es loszuwerden.

Pater Severin hatte es mit einem Exorzismus versucht. Die Folgen waren für ihn schrecklich gewesen. [2]

Die Straßensperre, nach der ich geschrien hatte, kam nach fünfhundert Metern in Sicht, aber, verflucht, die Polizisten hielten nicht Yul auf, sondern uns!
Den Cyborg hatten sie noch durchgelassen.

***

Flackernder Kerzenschein erhellte, deren Wände mit schwarzmagischen Symbolen bemalt waren. Der Mann, der die Krypta soeben betreten hatte, warf keinen Schatten.
Er war kein Vampir - aber ein Dämon.
Bis vor kurzem noch war er ein Todgeweihter gewesen, ein Endzeitdämon, der nicht mehr lange zu leben hatte, dessen Tage gezählt gewesen waren.
Doch er hatte nicht so lange gewartet wie Jonathan Dewaere, sondern war rechtzeitig hierher gekommen, und ihm war geholfen worden. Sein Ende war nicht aufgehoben, aber aufgeschoben worden. Er hatte wieder eine längere Zeitspanne Lebens vor sich, und wenn sich dieses neue Leben wieder seinem Ende zuneigte, würde er sich wieder helfen lassen.
Aber er wollte nichts dem Zufall überlassen. Es konnte vieles geschehen, während sein Leben in die Verlängerung ging, und später, wenn er wieder Hilfe brauchte, konnte sie ihm unter Umständen verwehrt werden.
Nein, Zep Leggeb wollte dem Zufall keine Chance geben. Deshalb war er hier. Heimlich hatte er sich in die schwarze Krypta geschlichen, um an sich zu nehmen, was so wichtig war für den Weiterbestand seiner Existenz.
Er brauchte den Lebenskristall!
Immense Kräfte befanden sich in dem Stein, als wäre die Energie der Hölle darin komprimiert. Der Lebenskristall machte es möglich, daß den Endzeitdämonen geholfen werden konnte, und wenn es wieder einmal soweit war, wollte Zep Leggeb den Kristall bei sich haben, um eine weitere Verlängerung anstreben zu können.
Er war undankbar. Nach allem, was man hier für ihn getan hatte, hätte er den Kristall nicht stehlen dürfen, aber welcher Dämon ist schon dankbar?
In dieser Hinsicht waren sie sich alle sehr ähnlich. Jeder war nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht. Die anderen interessierten ihn wenig. Wenn Dämonen sich zusammenschlossen, geschah es nur, um eigene Interessen zu verfolgen, die zu verwirklichen sie allein zu schwach waren.
Eine echte Einigkeit hatte es unter den Dämonen noch nie gegeben und würde auch in Zukunft nicht möglich sein. Irgendwelche Schwarzblütler waren immer zerstritten.

Zep Leggeb verbarg sich, wie fast alle Dämonen, hinter menschlichem Aussehen, aber es war kein gewinnendes Äußeres, das er sich zugelegt hatte.

Er war ein häßlicher ›Mensch‹ mit einem langen Gesicht, wulstigen Lippen und glänzenden Triefaugen, in denen sich das Licht der Kerzen widerspiegelte.

Eine animalische Gier verzerrte seine abstoßenden Züge, als er auf den Lebenskristall starrte.

Der schwarze Kristall war nicht gesichert. Niemand war bisher auf die Idee gekommen, ihn zu stehlen. Faustgroß war er, und seine glatten Flächen reflektierten das Kerzenlicht. Strahlenbündel gingen davon aus. Sie stachen wie Lichtlanzen in alle Richtungen, so daß der Lebenskristall wie eine kleine schwarze Sonne aussah.

Die Lichtbündel trafen den nähertretenden Dämon.

Zepp Leggeb leckte sich die Lippen. Gebannt starrte er auf den Kristall, der ihm gehören mußte. Der Stein lag auf einem Kissen aus mitternachtsblauem Samt, das mit einer silbernen Borte umsäumt war.

Der Dämon blieb stehen. Er brauchte nur noch die Hand vorzustrecken, dann konnten seine Finger den begehrten Lebenskristall umschließen. Ewiges Leben sicherte er sich damit.

Langsam streckte er den Arm aus. Seine Hand tauchte immer tiefer ein in dieses starke Licht, das der Kristall abstrahlte. Er spürte die enorme Kraft, die sich im Stein befand; eine Kraft, derer er sich von nun an bedienen würde.

Nur er!

Seine Hand senkte sich. Die Lichtbündel stachen zwischen seinen gespreizten Fingern durch. Gleich würde er die diabolische Kälte des Steins in seiner Hand spüren.

Als seine Finger den strahlenden Kristall schon fast berührten, gewahrte Zep Leggeb hinter sich eine Bewegung. Er erschrak, und als eine scharfe Stimme durch den Raum peitschte und ihm befahl, zurückzutreten, fuhr er nervös herum.

Er war ertappt worden!

Damit hatte er nicht gerechnet. Es machte ihn konfus. Er wußte nicht, was er sagen, was er tun sollte.

Sein Blick fiel auf einen großen, gutaussehenden schwarzhaarigen Mann, dessen Äußeres ebenfalls nur Tarnung war. Zep Leggeb wußte, daß er einem Dämonenbruder gegenüberstand.

Zu ihm war Zep Leggeb gekommen, als er Hilfe gebraucht hatte, und Erasmus Buldeo, so hieß der Mann, hatte ihm geholfen.

Buldeos Augen waren so schwarz wie Kohlestücke. Jetzt flammten sie kurz rot auf. Ein Zeichen dafür, daß der Mann wütend war.

»Was hast du hier zu suchen?« herrschte er Zep Leggeb an. Scharf hallte seine Stimme in der kleinen Krypta.

Zep Leggeb verzog sein Gesicht zu einem unterwürfigen Grinsen. »Nicht das, was du denkst«, sagte er. »Der Kristall fasziniert mich. Ich wollte ihn mir genau ansehen.«

»Du lügst!« behauptete Erasmus Buldeo schneidend.

Zep Leggeb legte beteuernd, beide Hände auf seine Brust. »Nein, ich sage die Wahrheit!« rief er heiser.

»Du wolltest den Lebenskristall stehlen!«

»Aber nein, niemals!« bestritt Zep Leggeb die schwere Anschuldigung, denn er wußte, was für eine Strafe darauf stand.

»Du bist ein Lügner und ein Dieb!« schrie ihn Erasmus Buldeo an. »Und ein Feigling, der nicht den Mut hat, für seine Tat geradezustehen!«

»Ich werde doch nicht etwas zugeben, das nicht stimmt!« erwiderte Zep Leggeb.

»Ergreift ihn und legt ihn in Ketten!« rief Buldeo und trat zur Seite.

Zep Leggeb sah vier Dämonen in die Krypta stürzen. Er heulte entsetzt auf, und aus seinen Fingern wuchsen messerscharfe Krallen. Seine ohnehin schon großen Zähne wuchsen noch. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu kämpfen.

Die vier Gegner veränderten ihr Aussehen ebenfalls. Sie trugen plötzlich Echsenschädel auf ihren Schultern, zischten aggressiv und warfen sich dem diebischen Dämon entgegen.

Er wehrte die Hände, die ihn packen wollten, ab. Er schlug, biß und kratzte, verletzte seine Feinde, aber die Übermacht war zu groß, und Zep Leggebs Niederlage zeichnete sich immer deutlicher ab.

Sie griffen ihn pausenlos an. Plötzlich schoß ihm eine Idee durch den Kopf. Wenn er den Lebenskristall trotzdem an sich riß, war er unter Umständen stärker als seine Gegner.

Er stieß die Echsenköpfigen zurück, wandte sich blitzschnell um und griff nach dem schwarzen Kristall, doch ehe er ihn berührte, traf ihn ein gewaltiger Hieb.

Ihm war, als würde ihm das Dämonenherz aus dem Leib gerissen. Er brüllte seinen Schmerz heraus, sein Arm fiel kraftlos nach unten, und er stürzte auf die Knie.

Sofort waren die Dämonen über ihm, und Augenblicke später war er überwältigt.

Sie rissen ihn auf die Beine. Er hing schlaff in ihrem harten Griff. Sie zerrten ihn herum. Sein Kopf hing nach vorn, das Kinn lag auf seiner Brust.

Erasmus Buldeo trat vor ihn hin. Er schob seine Hand unter Zep Leggebs Kinn und zwang ihn, ihm in die Augen zu sehen.

»Du weißt, was das für Folgen hat«, sagte Buldeo ernst. »Ich habe dir geholfen, zu überleben! Ohne mich wärst du heute schon tot! Und wie dankst du mir das? Indem du mich bestiehlst!«

»Ich wollte den Kristall nicht stehlen!« schrie Zep Leggeb. Seine Stimme überschlug sich vor Angst.

Doch Erasmus Buldeo wußte es besser. Er glaubte den Beteuerungen des diebischen Dämons nicht.

»Du hast dein Leben verwirkt«, sagte er grimmig. »Du warst die Mühe, die ich mir mit dir gemacht habe, nicht wert. Ich habe dir dieses neue Leben gegeben. Ich werde es dir wieder nehmen.«

»Neiiin!« schrie Zep Leggeb. »Hab Erbarmen! Gnade! Ich gebe zu, ich wollte den Lebenskristall stehlen! Ich wollte mir eine ewige Existenz sichern, von niemandem abhängig sein. Kannst du das denn nicht verstehen?«

Erasmus Buldeo grinste. »Ich verstehe alles«, sagte er eisig. »Die Menschen sagen: Alles verstehen heißt, alles verzeihen. Doch ich denke anders darüber. Du hast mein Vertrauen mißbraucht. Ich betrachte dich als meinen Feind, und Feinde pflege ich zu vernichten, ehe sie mir gefährlich werden können, wie du weißt.« Er machte eine gebieterische Handbewegung. »Aus meinen Augen mit ihm! Ich will ihn nicht mehr sehen! Schafft ihn fort! Yul wird ihn töten!«

Zep Leggeb riß in Panik die Augen auf. »Nicht Yul!« brüllte er entsetzt. »Wenn ich schon sterben soll, dann töte du mich! Aber laß es nicht Yul tun! Diese Strafe ist zu grausam! Die habe ich nicht verdient!«

»O doch, das hast du«, widersprach ihm Erasmus Buldeo, und er musterte ihn beinahe gelangweilt. »Yul wird dich töten - mit dem Höllenschwert! Und jetzt fort mit ihm!«

Die Echsenköpfigen mußten Zep Leggeb aus der Krypta schleifen, denn er weigerte sich, auch nur einen Schritt zu gehen. Er brüllte ununterbrochen und wehrte sich mit ganzer Kraft, aber er konnte nicht verhindern, daß die Echsenköpfigen Buldeos Befehl ausführten.

Sie brachten ihn in einen Raum mit dunklen nackten Ziegelwänden und legten ihn in rostiges Eisen, das er nicht aufbrechen können würde, weil sich schwarze Kräfte darin befanden.

Als sich die dicken Schellen um seine Hand- und Fußgelenke legten, wußte er, daß ihn nichts mehr retten konnte.

Yul würde kommen und ihm ein grausames Ende bereiten.

Er wollte dieses Schicksal von sich abwenden, indem er die Echsenköpfigen zu reizen versuchte. Er beschimpfte sie, bespuckte sie und behauptete, daß er sie einzeln alle erledigt hätte.

»Aber ihr seid feige Kreaturen!« brüllte er. »Nur gemeinsam seid ihr stark und mutig! Ich hasse euch! Ich verabscheue euch! Ihr kriecht vor Erasmus Buldeo auf dem Bauch! Ihr habt Angst vor ihm, und ihr habt Angst vor mir! Nehmt mir die Ketten ab! Kämpft einer nach dem andern gegen mich, dann werden wir sehen, wer stärker ist!«

Sie schienen ihm nicht zuzuhören.

»Hört ihr nicht, was ich sage?« brüllte Zep Leggeb. »Ich befehle euch, mir diese verdammten Ketten abzunehmen! Ich fordere euch zum Zweikampf heraus!«

Wieder beschimpfte er sie, und diesmal schien er ihren wunden Punkt getroffen zu haben, denn sie schlugen ihn.

Und dann gingen sie.

Er hatte nichts erreicht. Er mußte warten - auf Yul, der ihm mit dem Höllenschwert das Leben nehmen würde.

***

Sein Name war Bathoo, und auch er war ein Endzeitdämon. In London kannte man ihn unter dem Namen Patrick Demme, und er war einer der angesehensten Juweliere der Stadt. Seine Klienten gehörten der obersten Gesellschaftsschicht an, und niemand ahnte, daß er ein Schwarzblütler war.

Genau wie Zep Leggeb war auch Bathoo alias Patrick Demme rechtzeitig zu Erasmus Buldeo gekommen, um ihn um Hilfe zu bitten, als er sein Ende nahe wußte. Jonathan Dewaere hatte sich damit so lange Zeit gelassen, daß Buldeo unruhig geworden war und Yul losgeschickt hatte, um ihn zu holen. Dewaere war angemeldet gewesen, und Buldeo wußte ungefähr, wann es mit ihm zu Ende gehen würde. Er konnte nicht verstehen, wie Dewaere einen so wichtigen Termin vergessen konnte. Es ging schließlich um den Fortbestand seines Lebens.

Bathoo war vernünftiger.

Als Patrick Demme hatte er ein selbstbewußtes Auftreten. Er wirkte vornehm und war elegant gekleidet, und kein Mensch hätte es für möglich gehalten, daß er oftmals, wenn es dunkel geworden war, loszog, um der Hölle Seelen zu verschaffen.

Sein Haar war schütter. Er musterte Erasmus Buldeo mit wasserhellen Augen.

»Bist du bereit, Bruder?« fragte Buldeo.

»Ist es endlich soweit?« fragte Bathoo zurück. »Bin ich an der Reihe? Hat das Warten ein Ende?«

»Du bist nicht der einzige, der meine Hilfe braucht«, sagte Buldeo.

»Ich weiß, und ich wollte mich auch nicht beschweren«, beeilte sich Bathoo zu sagen. »Du leidest bestimmt sehr viel. Asmodis wird es dir eines Tages vergelten.«

»Es ist alles vorbereitet«, sagte Erasmus Buldeo. »Folge mir.«

Der Dämon, der sich Patrick Demme nannte, lächelte dankbar. »Ich werde dir nie vergessen, was du für mich heute tun wirst, Bruder.«

Erasmus Buldeo wußte, daß diese Worte weit weniger Gewicht hatten, als es den Anschein hatte. Schließlich war auch Bathoo ein Dämon und somit unzuverlässig und nur auf den eigenen Vorteil

bedacht.

»Wenn ich einmal etwas für dich tun kann, lasse es mich wissen«, sagte Bathoo.

»Schon gut«, sagte Buldeo und nickte. »Komm jetzt.«

Er führte Bathoo in einen großen Raum, an dessen Wänden feuerrote Gobelins hingen, die grauenerregende Höllenszenen zeigten. Einen Menschen brachten diese Szene zum Schaudern.

Erasmus Buldeo und Bathoo hingegen berührten sie nicht. Sie lebten zwar auf der Erde, aber ihre Heimat war die Hölle, daran würde sich nie etwas ändern.

Bathoo blickte sich fasziniert um. Er betrat diesen Raum zum erstenmal, und was er sah, sprach das Innerste seiner bösen Dämonenseele an.

Erasmus Buldeo führte ihn zu einer Vertiefung im Boden. Es handelte sich um eine längliche steinerne Grube. Seitlich davon stand ein Sessel mit goldenen Armlehnen.

Darauf ging Buldeo zu. Er drehte sich um und nahm Platz. Bathoo stand mitten im Raum und erwartete, daß ihm Buldeo sagte, was er weiter tun solle. Er hatte keine Ahnung. Er würden jeden Befehl ausführen, denn er wußte, daß alles, was passieren würde, nur zu seinem Wohl und zur Verlängerung seines Dämonenlebens geschah.

Erasmus Buldeo fragte ihn erneut: »Bist du bereit, Bruder?«

Patrick Demme straffte seine Haltung und nickte entschlossen. »Ja, ich bin bereit, die Energie, die mich stärken soll, aufzunehmen.«

Buldeo klatschte einmal in die Hände. Eine Tür öffnete sich, und ein Mann trat ein. Ein Dämonendiener, ein Sklave!

Er trug das mitternachtsblaue Kissen, auf dem der Lebenskristall lag. Bathoos Augen strahlten fast so hell wie der Stein. Er war begeistert.

Der Sklave trat vor Erasmus Buldeo und hielt ihm in demütiger Haltung mit ausgestreckten Armen das Kissen entgegen. Buldeo nahm den schwarzen Kristall mit beiden Händen auf.

Der Sklave begab sich hinter den Sessel, in dem Buldeo saß. Er verhielt sich so still, als wäre er nicht vorhanden.

»So, Bruder«, sagte Erasmus Buldeo feierlich. »Der Augenblick ist gekommen. Du wirst neues Leben in dich aufnehmen und weiterexistieren. Leg dich in die Mulde, mit dem Gesicht nach unten.«

Bathoo gehorchte sofort. Als er auf dem Bauch lag, begann Erasmus Buldeo mit einem schwarzen Gebet. Er flehte die Hölle um Kraft und Unterstützung an, damit gelingen würde, was er vorhatte.

Und die Hölle half.

Sie aktivierte den Lebenskristall. Das Licht, das von ihm ausging, durchdrang mühelos Buldeos Hände, die ihn umschlossen. Blutrote Strahlen richteten sich abwärts, und eine rote Nebeldecke breitete sich über die steinerne Vertiefung, in der Patrick Demme lag. Sie deckte

ihn zu. Er war nicht mehr zu sehen.
Das Grauen nahm seinen Lauf.
Denn wenn Bathoo weiterleben sollte, mußte ein Mensch sterben!

***

Dieser Mensch hieß Diana Grant.
Sie war ein junges, hübsches Mädchen mit ebenmäßigen Zügen und einer traumhaften Figur, von der so gut wie alles zu sehen war, denn ihre Blößen wurden von einem violetten Tuch kaum verhüllt. Blasser Kerzenschein fiel auf ihren nackten Körper.
Sie war Erasmus Buldeos Dienern in *die* Hände gefallen. Man hatte sie betäubt und hierher gebracht.
Jetzt schien sie zu schlafen, aber der Schein trog. Sie war ohnmächtig. Eiskaltes Grauen, nacktes Entsetzen hatten ihr die Besinnung geraubt.
Das war nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, wo sie sich aufhielt.
Als die Wirkung des betäubenden Gases, das sie eingeatmet hatte, nachließ, erwachte sie. Schwer benommen fragte sie sich, wo sie sich befinden mochte.
Es dauerte lange, bis sie realisierte, daß das zuckende Licht, das sie umgab, Kerzenschein war.
Kälte kroch in ihre Glieder, und ihr wurde bewußt, daß man sie entkleidet hatte. Die Luft, die sie einatmete, roch modrig und legte sich schwer und feucht auf ihre Lunge.
Worauf liege ich? fragte sie sich, denn sie spürte kalter, harten Stein unter sich. Wo bin ich? In einem Keller? In einem Verlies?
Je besser sie denken konnte, desto größer wurde ihre Angst. Vor wenigen Augenblicken konnte sie sich noch nicht erinnern, was geschehen war, nun wußte sie es.
Man hatte sie betäubt und hierher gebracht in dieses kalte Gewölbe. Man hatte sie ausgezogen, mit diesem dünnen violetten Stoff drapiert und Kerzen um sie herum aufgestellt… als wenn sie gestorben wäre! Hatte man sie aufgebahrt?
Sie machte geistig einen weiteren Schritt und dachte an eine Schwarze Messe. Hatte man so etwas mit ihr vor? War sie deswegen entführt worden?
Sie wollte endlich wissen, wo sie sich befand. Langsam setzte sie sich auf. Niemand hinderte sie daran. Sie schien in diesem kühlen Gewölbe völlig allein zu sein.
Allein? War sie wirklich allein?
Diana Grant blickte sich ängstlich um? Plötzlich sprang das Grauen sie an wie ein reißendes Tier. Panik bemächtigte sich ihrer.
Neben ihr, auf einem weiteren Sockel, lag ein Skelett!

Und weiter hinten noch eines!

Himmel, wohin bin ich geraten? schrie es in ihr, und sie glaubte zu wissen, daß sie ebenfalls bald als Skelett hier liegen würde.

Das war zuviel für sie. Ihre Angst uferte aus und raubte ihr das Bewußtsein.

Als sie nach endlosen Minuten wieder erwachte, lag Eiseskälte in ihren Gliedern und lähmte sie. Sie vermochte sich nicht noch einmal aufzurichten. Sie schaffte es gerade noch, den Kopf zu drehen, und sie sah, daß das bleiche Gerippe immer noch dalag.

Kleine Schweißtröpfchen glänzten überall auf ihrem Körper. Die Angst drohte ihr den Verstand zu rauben. Wieso konnte sie sich nicht mehr bewegen? Sie wußte nicht, daß sie von schwarzer Magie festgehalten wurde.

Über ihr geschah etwas. Sie bildete sich ein zu sehen, wie die Gewölbedecke durchsichtig wurde.

Oder war das keine Einbildung?

Diana Grant sah einen Mann. Er lag auf dem Bauch, war umhüllt und umwallt von rotem Nebel. Das Mädchen sah Hände, die etwas umschlossen. Sie leuchteten so rot, als würden sie glühen, und dieses Leuchten schien Einfluß auf den Nebel zu nehmen. Die wallenden Schwaden wurden aggressiv.

Sie bissen sich in Patrick Demmes Körper und brachten Bathoo so zum Vorschein, wie er wirklich aussah. Zotteliges Haar bedeckte seinen dämonischen Leib, und sein Gesicht war eine grauenerregende Fratze mit einer platten Nase und einem brennenden Augenpaar, deren Achse verschoben war.

Der aggressive Nebel löste aber nicht nur den menschlichen Körper auf, er zersetzte auch den durchsichtigen Boden, und dann stieg er von der Decke herab. Wie eine frei gewordene Dämonenseele senkte sich der Nebel. Immer näher kam er dem verzweifelten Mädchen, für das es keine Rettung mehr zu geben schien.

Obwohl sich der Nebel durch die gläserne Gewölbedecke gefressen hatte, fiel der Dämon nicht herab. Er blieb dort oben. Allerdings hatte Diana Grant den Eindruck, die Entfernung habe sich verringert. Die ganze Decke schien sich gesenkt zu haben.

Bathoo öffnete sein Maul. Die schorfigen Lippen entblößten faulige Zähne.

»Gib sie mir!« gurgelte er. Seine grauenerregende Stimme hallte durch das unheimliche Gewölbe. »Gib sie mir, deine Kraft! Ich brauche sie!«

Diana Grants Augen füllten sich mit Tränen. Sie wollte schreien, doch die Todesangst schnürte ihr die Kehle zu: Nur dünne, unglückliche Schluchzer kamen ihr über die Lippen. Warum wurde sie denn nicht noch einmal ohnmächtig?

Die Gier trieb Bathoo die Augen weit aus den Höhlen. Der rote Nebel, der so schwer war, daß er ständig weiter absank, erreichte die Kerzen. Die Flammen zuckten heftig, duckten sich und zischten und knisterten.

»Deine Kraft, dein Leben!« forderte der Dämon, und der Nebel glitt an den Kerzen abwärts.

Diana drehte verzweifelt den Kopf hin und her. »Bitte… Nein… Bitte…«, stammelte sie tonlos.

Der Nebel berührte sie. Kalt, zäh, klebrig - wie ein Lebewesen. Ihr Körper öffnete sich auf eine unerklärliche Weise. Sie spürte, daß sie alles verlor, alles, was bis heute Diana Grant gewesen war. Es ging auf Bathoo über. Gierig nahm er die menschliche Kraft, die vom Lebenskristall um ein Vielfaches verstärkt wurde, in sich auf.

Er würde weiterleben!

Der Nebel, der sich über Diana gebreitet hatte, ließ jetzt von ihr ab, denn es gab nichts mehr zu holen. Er löste sich von ihr und hob sich.

Und zurück blieb ein blankes Skelett.

***

Erasmus Buldeo besaß ein kleines Schloß in Croydon. Er hatte es nach seinen Vorstellungen renovieren lassen. Den letzten Schliff hatte das Schloß von den Männern bekommen, die ihm dienten. In der Nachbarschaft hielt man Buldeo für einen neureichen Exzentriker, und er ließ die Leute in diesem Glauben. Es war gut, daß sie nicht wußten, wer oder was er wirklich war, denn das hätte einiges Aufsehen gegeben.

Soeben traf Yul ein.

Der neue Besitzer des Höllenschwerts hielt den demolierten Leichenwagen kurz an. Sobald sich das schwere Tor, wie von Geisterhand bewegt, öffnete, fuhr er in den Schloßhof.

Er sprang aus dem schwarzen Wagen, eilte nach hinten und riß die Türen auf. Dann packte er den Sarg, in dem die menschliche Hülle von Jonathan Dewaere lag, und verschwand damit im Schloß.

Als er den Sarg in der großen düsteren Halle abstellte, erschien ein Diener.

»Hol Erasmus Buldeo!« trug ihm der Dämonen-Cyborg auf. »Bring ihn hierher!«

Der Diener wußte, daß es nicht ungefährlich war, diesem Satansroboter zu widersprechen. Er blieb deshalb außerhalb seiner Reichweite und sagte: »Das ist im Moment nicht möglich.«

Yuls rote Kameraaugen richteten sich auf den Diener: »Gehorche!« herrschte er ihn mit seiner künstlichen Stimme an.

»Ich darf Erasmus Buldeo jetzt nicht stören«, entgegnete der Diener. »Man hat ihm den Lebenskristall gebracht. Du weißt, was das heißt.

Du mußt warten, bis er zu Ende geführt hat, was er begann.«
Der Diener entfernte sich.
Es dauerte nicht sehr lange, bis Erasmus Buldeo erschien. »Wer befindet sich in diesem Sarg?« wollte er wissen.
»Jonathan Dewaere«, antwortete Yul und öffnete den Sarg.
Buldeos Augenbrauen zogen sich zusammen, sein Blick verfinsterte sich. Er trat näher, beugte sich über den toten Körper und berührte ihn mit den Händen.
Dann hob er den Kopf und blickte den weißen Giganten erregt an. »Das ist nur noch eine leere Hülle! Wo ist der Dämon, der sich in ihr befand? Was ist geschehen?«
»Ich sollte ihn herholen, weil seine Dämonenuhr fast abgelaufen war«, sagte Yul. »Er war in einem Einkaufszentrum in der Regent's Street. Ich mußte mich verstecken…«
»Er verlor die Kontrolle über sich?« fragte Erasmus Buldeo.
»Ja«, antwortete der weiße Gigant, und er berichtete, was sich zugetragen hatte. »Kannst du ihm noch helfen?« fragte er dann.
Erasmus Buldeo schüttelte den Kopf. »Der Dämon hat diesen Körper verlassen und sich aufgelöst.«
»Hast du keine Verwendung mehr für den Körper?« fragte Yul.
»Nein«, antwortete Buldeo. »Du kannst ihn fortschaffen.«
Yul stülpte den Deckel wieder über den Toten und wollte die Kiste hochheben.
»Warte«, sagte Erasmus Buldeo, und Yul richtete sich abwartend auf. »Ich habe eine Idee«, sagte Buldeo. »Folge mir mit dem Sarg.«
Die Totenkiste schien für den Cyborg so federleicht wie Schaumstoff zu sein. Er begab sich mit Erasmus Buldeo in den Schloßkeller. Sie betraten den Raum, in dem Zep Leggeb auf den Tod wartete.
Als der dämonische Dieb Yul erblickte, heulte er verzweifelt auf. Erasmus Buldeo erzählte dem weißen Giganten, was Zep Leggeb sich zuschulden kommen ließ.
»Er verdient den Tod!« sagte Yul sofort.
»Ja«, sagte Erasmus Buldeo. »Er soll die Qualen des Todes erleiden, aber ich möchte nicht, daß er ganz stirbt. Ich will, daß er nur noch zum Sklaven taugt. Töte ihn so, daß er am Leben bleibt. Mit dem Höllenschwert ist das möglich. Er soll die Pein des Todes spüren, aber nicht vollends zugrunde gehen.«
»Und seine Seele soll in Jonathan Dewaeres Körper weiterleben«, sagte Yul.
Buldeo nickte. »Ja, so will ich es!«
Wieder öffnete Yul den Sarg. Fahl lag der Tote in der Kiste. Bald würde neues dämonisches Leben ihn erfüllen. Zep Leggebs Leben! Der gefesselte Dämon bat um Gnade, doch er berührte damit niemandes Herz. Yul besaß ohnehin keines.

Yul hielt das Höllenschwert mit seiner rechten Doppelhand. Furchterregend stand der weiße Gigant vor Zep Leggeb. Die Klinge des Höllenschwerts schien von innen her zu leuchten.

Sie war gekrümmt, und auf ihrem Rücken saß eine kleine Krone. Zep Leggeb starrte die starke Waffe mit angstgeweiteten Augen an. Erasmus Buldeo trat zurück.

Gespannt wartete er auf das Schauspiel, das ihm der Dämonen-Cyborg gleich bieten würde. Er war froh, daß ihm Yul kürzlich begegnet war. Er hatte dem weißen Giganten ein akzeptables Angebot gemacht, und Yul war einverstanden gewesen.

Seither sah Erasmus Buldeo in Yul seinen Beschützer. Der Riese war gleichzeitig aber auch sein Henker. Niemand eignete sich dafür besser als Yul, seit ihm das Höllenschwert gehörte.

Jetzt schlug der Cyborg zu. Zep Leggeb schrie heiser auf, doch die Klinge des Schwerts traf ihn nicht. Der erste Schwertstreich galt den Ketten.

Klirrend fielen sie von Zep Leggeb ab, doch er war deswegen nicht frei. Er warf einen Blick zur Tür, spekulierte mit einem Fluchtversuch.

Yuls kalte Kameraaugen starrten ihn unverwandt an.

Zep Leggebs Blick wischte über Erasmus Buldeos Gesicht, und dann starrte er in den Sarg, in dem sein neuer Körper lag. Er wollte den Körper, den er besaß, nicht verlieren! Aber seine Furcht galt vor allem den Qualen, die ihm Yul mit dem Höllenschwert bereiten würde. Er mußte versuchen, zu fliehen, selbst auf die Gefahr hin, daß er nicht weit kam.

Er mußte es wenigstens versuchen!

Er stürmte los, aber Yul reagierte mit unglaublicher Schnelligkeit. Mit einem Schwertstreich schlug er Zep Leggeb nieder. Die Klinge hatte ihn mit der Breitseite getroffen.

Yul trat vor und setzte das Höllenschwert an.

Ein blitzschneller Schnitt - und Zep Leggeb hatte keinen Körper mehr. Die entblößte Dämonenseele lag vor dem Cyborg. Der Körper verging.

Achtarmig und dreibeinig war das blau leuchtende Wesen, das jetzt zitternd über den Boden kroch. Aus einem zahnlosen Maul kamen dünne, wimmernde Laute. Mit schnellen Bewegungen erfüllte Yul Erasmus Buldeos Wunsch. Immer wieder sauste das Höllenschwert nieder, bis Buldeo rief: »Das ist genug, Yul!«

Der Satans-Cyborg ließ sofort die Waffe sinken und trat zurück. Erasmus Buldeo betrachtete triumphierend das, was Yul von Zep Leggeb übriggelassen hatte.

Er befahl ihm, in den Sarg zu kriechen. Die Dämonenseele gehorchte. Sie verschwand in Jonathan Dewaeres Körper, und wenige Sekunden später schlug der ›Tote‹ die Augen auf.

***

Wir bekamen von Tucker Peckinpah Jonathan Dewaeres Adresse. Mr. Silver war der Meinung, es könne nicht schaden, nach Southwark hinüberzufahren.

Es begann zu dämmern. Ich schaltete die Fahrzeugbeleuchtung ein. Mr. Silver war sehr schweigsam.

»Du beschäftigst dich mit Yul, nicht wahr?« fragte ich und warf meinen Freund einen kurzen Blick zu.

»Ja«, dehnte der Ex-Dämon.

»Du würdest gern wissen, was der Höllenroboter in diesem Spiel für eine Rolle spielt«, sagte ich.

»Seit wann kannst du denn auch Gedanken lesen?« fragte der Hüne. Er konnte es nämlich sehr gut.

Ich zuckte mit den Schultern. »War nicht schwer zu erraten. Du hast das Höllenschwert an Yul verloren und möchtest es wiederhaben.«

»Weil es mir gehört«, behauptete der Ex-Dämon.

»Es hat sich für einen anderen Besitzer entschieden«, sagte ich.

»Das treibe ich ihm aus!« knurrte Mr. Silver.

»Genau genommen gehört es dir nicht«, sagte ich und verlangsamte die Fahrt, weil wir unser Ziel, die Union Street, erreicht hatten.

»Es wurde für Loxagon geschmiedet.«

»Na schön, und Loxagan lebt nicht mehr«, sagte Mr. Silver. »Also bin ich genausoviel und genausowenig wie alle anderen berechtigt, mich zum Herrn des schwarzen Schwerts zu machen.«

»Vorausgesetzt, es akzeptiert dich«, sagte ich und bog in die Union Street ein. Die Backsteinhäuser beiderseits waren alt, aber nicht verwahrlost.

»Ein Endzeitdämon«, sagte ich nachdenklich. »Warum macht sich Yul auf einmal für einen Endzeitdämon stark?«

»Was weiß ich? Vielleicht hat ihn irgendein schwarzblütiger Freund darum gebeten«, antwortete der Hüne.

»Wenn Mortimer Kull wüßte, was passiert ist, würde er sich mit Sicherheit in diesen Fall mit reinhängen«, sagte ich, während ich mir die Hausnummern ansah.

»Vielleicht erfährt er's noch«, sagte Mr. Silver. »Dann haben wir plötzlich einen Verbündeten an unserer Seite, den wir nicht mal riechen können.«

Ich entdeckte das Haus, in dem Jonathan Dewaere gewohnt hatte. »Du hast gesagt, Endzeitdämonen müssen nicht unbedingt sterben. Dewaere hat etwas Ähnliches behauptet. Er sagte, er müsse nur rechtzeitig nach Croydon kommen. Unter welchen Voraussetzungen könnte das Leben dieser Dämonenspezies verlängert werden?«

Ich setzte den Rover in eine Parklücke zurück und stellte den Motor ab.

»Sie können sich nicht selbst helfen«, sagte Mr. Silver. »Aber ein Dämonenbruder kann es. Allerdings benötigt er dazu einen Lebenskristall und muß ihn handhaben können.«

»Wo findet man einen solchen Kristall?« fragte ich, während ich den Schlüssel aus dem Zündschloß zog.

»Nicht auf der Erde«, antwortete Mr. Silver. »In der Hölle, und zwar in einem ganz bestimmten Gebiet. Nur wenige kennen seine Lage.«

»Kennst du es?« wollte ich wissen.

»Nein«, sagte der Ex-Dämon. »Ich habe lediglich davon gehört.« Er löste den Sicherheitsgurt. Das schwarze Band rollte sich auf.

»Angenommen, ein Dämon befindet sich im Besitz dieses Lebenskristalls«, sagte ich. »Dann hätte er Jonathan Dewaere helfen können.«

Der Ex-Dämon nickte. »Wenn Dewaere rechtzeitig nach Croydon gegangen wäre. Aber er hat zu lange gezögert.«

»Aber was geschehen ist, kann nicht mehr rückgängig gemacht werden?« fragte ich. »Auch nicht mit dem Lebenskristall?«

Mr. Silver schüttelte den Kopf. »Ausgeschlossen.«

»Wozu hat Yul dann die Leiche geklaut?« fragte ich.

»Vielleicht weiß er über diese Dinge nicht so gut Bescheid wie ich«, antwortete Mr. Silver.

Wir stiegen aus. Mich beschäftigte der ganze Komplex nach wie vor sehr. Ich sollte ebensoviel darüber wissen wie Mr. Silver.

»Nehmen wir einmal an, es wäre Jonathan Dewaere gelungen, rechtzeitig nach Croydon zu kommen«, schlug ich vor. »Auf welche Weise wäre ihm dann geholfen worden?«

»Genau kenne ich das Ritual nicht«, erwiderte der Ex-Dämon. »Ich weiß nur, daß ein Mensch sein Leben an Dewaere verloren hätte. Damit ein Dämon weiterleben kann, muß ein Mensch sterben.«

»Die Kraft eines Menschen wäre auf ihn übergegangen?« fragte ich verwundert.

»Genau«, bestätigte Mr. Silver.

»Die Kraft eines Menschen für einen Dämon. Ist das nicht zu wenig?« fragte ich.

»Der schwarzmagische Kristall hätte diese Kraft um ein Vielfaches verstärkt«, erklärte mir Mr. Silver. »Aber mehr weiß ich selbst nicht.«

Wir betraten das Haus, in dem Jonathan Dewaere gewohnt hatte. Bestimmt hatte er ein sehr unauffälliges Leben geführt. Seinen dämonischen Trieb hatte er wahrscheinlich in anderen Stadtteilen ausgelebt.

Wir stiegen zum zweiten Stock hoch, und Mr. Silver holte die Schlüssel aus der Tasche, die er dem erledigten Dämon abgenommen hatte. Er schloß auf. Wir blickten in eine stille, verwaiste Wohnung.

Der Ex-Dämon riet mir: »Sieh dich vor, Tony. Dewaere könnte die

Wohnung magisch gesichert haben. Auf mich würde eine solche Sicherung nicht ansprechen, aber bei dir könnte die Falle zuschnappen.«

»Vielen Dank für den Tip«, sagte ich ungeduldig, und als der Ex-Dämon eintrat, folgte ich ihm und schloß lautlos die Tür. Wir wollten keinen Ärger mit den Nachbarn haben.

Mr. Silver war inzwischen weitergegangen. Ich wollte ihm folgen, aber da irritierte mich etwas. Eine Bewegung! Ich zuckte zusammen und hob abwehrend die Hände.

Was der Ex-Dämon gesagt hatte, hatte mich übervorsichtig gemacht. Ärgerlich stellte ich fest, daß ich vor meinem eigenen Spiegelbild erschrocken war.

Mr. Silver betrat das Wohnzimmer, ohne sich umzudrehen.

Ich zupfte meine Jacke zurecht und grinste mein Konterfei an.

Und dann blieb mir vor Schrecken fast das Herz stehen.

Denn mein Spiegelbild grinste nicht zurück!

***

»Steh auf!« befahl Erasmus Buldeo.

Zep Leggeb alias Jonathan Dewaere erhob sich. Er hielt sich mit beiden Händen am Sargrand fest und stieg nun aus der Totenkiste. Yul stand im Hintergrund, auf das Höllenschwert gestützt, bereit, weiterzumachen, falls ihn Buldeo darum bat.

»Du weißt, daß ich dir eine große Gnade erwiesen habe«, sagte Erasmus Buldeo von oben herab. »Ich erwarte von dir absoluten Gehorsam und bedingungslose Unterwürfigkeit. Sollte ich noch ein einziges Mal unzufrieden mit dir sein, wird dir Yul den Rest geben!«

Der Mann, der Zep Leggebs verstümmelte Dämonenseele in sich trug, wagte nichts zu erwidern. Seine Haltung drückte Ergebenheit aus. Er wollte alles tun, um am Leben bleiben zu dürfen.

Erasmus Buldeo befahl ihm, ihm zu folgen. Jonathan Dewaere gehorchte ängstlich. Yul blieb im Keller. Buldeo aber veranlaßte, daß man sein Auto bereitstellte und den Leichenwagen verschwinden ließ.

Seine Befehle wurden unverzüglich ausgeführt.

Er betrat mit Zep Leggeb den Schloßhof, wo ein weißer Bentley auf ihn wartete. Erasmus Buldeo wies auf seinen neuen Diener.

»Du fährst.«

»Ja«, sagte Zep Leggeb und nickte.

»Du bekommst heute von mir die Chance, dich zu bewähren«, sagte Buldeo. »Solltest du dich als unbrauchbar erweisen, wirst du unter Yuls Schwert enden.«

»Ich werde nicht versagen«, versprach Zep Leggeb. »Befiehl, was du willst, und es wird geschehen.«

Sie stiegen in den Bentley. Niemand war zu sehen, aber das große

Tor öffnete sich, wie von Geisterhand und Zep Leggeb fuhr los.
Erasmus Buldeo brauchte wieder ein Mädchen, denn es erhofften sich noch viele Endzeitdämonen Hilfe von ihm, und sie alle würden sie bekommen.

***

Mein Spiegelbild blieb ernst, und nicht nur das. Es starrte mich so haßerfüllt an, daß ich sofort begriff, was los war. Ich hatte einen Todfeind vor mir.
Und er griff mich sofort an!
Das war die magische Sicherung, die Jonathan Dewaere hinterlassen hatte! Ich war vorsichtig gewesen, aber dennoch in die gut getarnte und deshalb nicht erkennbare Falle getappt.
Zwei Hände zuckten aus dem Spiegel. Ich wollte zurückspringen, aber sie waren schneller. Schon lagen die Finger um meinen Hals. Diabolisch grinsend drückte der andere Tony Ballard zu.
Ich hatte nicht gewußt, daß ich so widerlich grinsen konnte. Regelrecht entstellt war mein Gesicht von diesem Ausdruck. Der Kerl im Spiegel wünschte meinen Tod.
Der Druck seiner Finger schnürte mir die Luft ab. Ich wehrte mich verbissen, packte die harten Mörderhände und versuchte sie von meinem Hals zu zerren.
Vergeblich.
Ich schlug auf die Hände, doch mein Spiegelbild schien nichts zu spüren. Der andere Tony Ballard beugte sich aus dem goldenen Rahmen. Ich schmetterte ihm meine Faust ans Kinn. Der Schlag stieß ihn in den Spiegel zurück.
Ich schlug gleich noch einmal zu, wollte abermals den Kopf meines Gegners treffen, doch meine Faust hämmerte gegen das Glas. Jeder anderer Spiegel wäre an der Wucht dieses Schlages klirrend zerbrochen.
Dieser nicht.
Er hielt dem Faustschlag stand, und in meiner Hand explodierte ein fürchterlicher Schmerz. Mir war, als wäre sie gebrochen. Ich sah den anderen Tony Ballard lachen, aber mein Spiegelbild war stumm. Zu hören war sein schadenfrohes Gelächter nicht. Mir wurde die Luft knapp. Verdammt noch mal, ich mußte endlich wieder einen Atemzug tun!
Aber das ließ mein Konterfei nicht zu.
Es war mir auch nicht möglich, Mr. Silver zu rufen. Wenn er nicht zufällig bemerkte, was mit mir geschah, würde er mir nicht zu Hilfe eilen.
Auf den Zufall konnte ich nicht warten.
Ich brauchte selbst ganz schnell eine rettende Idee. Noch einmal zu

versuchen, die würgenden Hände des besessenen Spiegelkillers loszuwerden, hatte keinen Sinn.

Das kostete nur unnütz Kraft.

Die Gefahr saß im Spiegel, also mußte ich ihn zerstören. Mit der Faust allein hatte ich es nicht geschafft, aber mit einem magischen Silberstern mußte es mir gelingen.

Während meine Atemnot immer größer wurde, holte ich einen von meinen drei Wurfsternen hervor. Kalter Schweiß bedeckte mein Gesicht. Ich blickte in das haßverzerrte Antlitz meines Widersachers, und mir war klar, daß ich nur einen Versuch hatte.

Wenn der mißlang, würde ich das Bewußtsein verlieren und… sterben!

Ich schlug mit dem Stern zu, mitten hinein in mein eigenes Gesicht, und das Klirren, das ich hörte, war Musik in meinen brausenden Ohren.

Plötzlich waren keine Hände mehr da. Es gab sie nicht mehr, auch der andere Tony Ballard war nicht mehr zu sehen. Der gesamte Spiegel war aus dem Goldrahmen gefallen. Die Scherben lagen auf dem Boden. Ich war gerettet. Mr. Silver erschien. Sein Gesicht drückte große Besorgnis aus.

»Tony!« stieß er beunruhigt hervor. »Bist du in Ordnung?«

Ich mußte mich räuspern, um überhaupt einen Ton herauszubringen. »Ja, ich bin okay, Silver«, krächzte ich.

»Was ist passiert?« wollte der Ex-Dämon wissen.

Ich sagte es ihm. Er knirschte zornig mit den Zähnen. Seine perlmuttfarbenen Augen verengten sich.

»Die Gefahr ist noch nicht gebannt!« rief er plötzlich erregt. »Zurück, Tony! Weg von den Scherben!«

Ich sprang in Richtung Tür. Ein langer Spiegelsplitter hob in Gedankenschnelle vom Boden ab und sauste wie ein Wurfmesser auf mich zu. Zum Glück reagierte ich ohne Verzögerung.

Ich wich zur Seite, und der dolchartige Splitter flitzte knapp an meiner linken Wange vorbei.

Schon sauste der nächste Splitter heran. Ihm entging ich mit großer Mühe, aber dann machte Mr. Silver dem gefährlichen Spuk ein Ende.

Feuerlanzen stachen aus seinen Augen und hieben in den Scherbenhaufen. Sie zertrümmerten nicht nur das Glas, sondern auch die restliche schwarze Magie, die sich noch darin befand.

Erst jetzt durfte ich aufatmen. Ich massierte meinen schmerzenden Hals.

»Ich konnte Jonathan Dewaere von Anfang an nicht leiden«, knurrte ich.

»Ein Glück, daß er nicht mehr lebt. Der Ärger, den ich bisher mit ihm hatte, reicht mir. Hältst du es für möglich, daß er alle Räume magisch

gesichert hat?«

»Ich denke, daß ihm diese eine Sicherung genügte. Du hast ja gesehen, wie schwierig es war, daran vorbeizukommen«, sagte Mr. Silver.

Es war so, wie er sagte. Eine weitere magische Sicherung gab es nicht. Die anderen Räume waren ›sauber‹.

Mr. Silver und ich stellten die Bude mit System auf den Kopf. Leider trug unsere gewissenhafte Durchsuchung aber keinerlei Früchte. Jonathan Dewaere schien ein stinknormaler Mensch gewesen zu sein, der ein stinknormales Leben geführt hatte.

Abgesehen vom schwarzmagisch verseuchten Spiegel in der Diele wies nichts, aber auch gar nichts darauf hin, daß wir uns in der Wohnung eines Dämons befanden.

Und wir fanden auch keine Spur, die nach Croydon gewiesen hätte.

»Fehlanzeige, würde ich sagen, wenn ich ein Mensch wäre«, brummte Mr. Silver.

»Und was sagst du als Ex-Dämon?« wollte ich wissen.

»Verdammter Bockmist«, sagte der Hüne.

»Für einen, der nicht von hier ist, schimpfst du schon recht gut«, meinte ich grinsend.

»Was nun?« fragte der Ex-Dämon, während wir die Wohnung verließen. »Wollen wir nach Croydon fahren und uns da mal umsehen?«

Ich schüttelte wieder den Kopf. »Ist zu groß. Da suchen wir bis zum Sankt Nimmerleinstag. Ich schlage vor, Tucker Peckinpah stellt mal wieder seine hervorragenden Qualitäten unter Beweis.«

Ich rief ihn an, sobald wir im Rover saßen. Er fragte nach dem Ergebnis unserer Haussuchung.

»Selbst wenn ich nichts sagte, wäre das noch geprotzt«, sagte ich. »Jetzt spielen wir Ihnen den Ball zu, Partner. Nehmen Sie Croydon unter die Lupe, und sowie Ihnen etwas in die Nase stinkt, melden Sie es uns.«

»Wird gemacht, Tony«, sagte der Industrielle. »Ich hoffe, Sie hören bald von mir.«

»Hoffe ich auch«, erwiderte ich und schob den Hörer in die Halterung.

»Und was machen wir solange?« wollte Mr. Silver wissen.

»Vicky und Jubilee sind zum Aerobic gegangen«, sagte ich. »Ich habe den beiden versprochen, sie abzuholen, wenn es irgendwie geht. Jetzt geht es. Ich setze dich zu Hause ab, und sobald ich mit den Mädchen daheim eintreffe, setzen wir uns zusammen und halten Kriegsrat, okay?«

»Ist gut«, sagte der Ex-Dämon, und ich fuhr los.

***

Davon, daß die Aerobic-Welle im Abflauen begriffen war, merkte man hier nichts. Eine Zeitlang waren diese Studios überall wie Pilze nach dem Regen aus dem Boden gewachsen, aber nur die besten hatten sich gehalten, und die allerbesten waren unter dem Namen ›Moon Studio‹ bekannt. Es gab davon fünf in London, und es war dort alles perfekt aufgezogen, mit allem erdenklichen Komfort.

Eines dieser ›Moon Studios‹ befand sich in Paddington. Von der Chichester Road hierher war es nur ein Katzensprung, deshalb waren Jubilee und Vicky Bonney auch so häufig hier.

Beide hätten es nicht nötig gehabt, etwas für ihre schlanke Linie zu tun. Sie machten aus Spaß an der Bewegung mit, und weil die Musik und das ganze Drumherum so toll war.

Die Übungen, die die gelenkige Mandy Bellwood vorzeigte, waren ganz schön kräfteraubend, aber Jubilee ließ sich nicht unterkriegen!

Jubilee hatte eine biegsame, fast knabenhafte Figur mit knospenden Brüsten. Ihr braunes Haar war streichholzlang, und ein knallgelbes Stirnband war um ihren Kopf gewunden.

Fast übermütig warf sie die schlanken Beine hoch und bewegte sich im Rhythmus der mitreißenden Musik.

Vicky Bonney wollte dem siebzehnjährigen Prä-Welt-Floh natürlich in nichts nachstehen.

Tony Ballard hatte zwar behauptet, die beiden würden nur wegen der schicken Trikots Aerobic machen, aber das stimmte nicht. Sie betrachteten die Sache als einen leidenschaftlichen Wettstreit.

Die dunkelhaarige Mandy Bellwood beendete die Figurenfolge. Es kamen ein paar Lockerungs- und Verschnaufübungen, und dann schickte Mandy alle unter die Dusche.

»Ihr wart heute wieder fabelhaft!« rief sie.

»Wenn wir so weitermachen, sind wir bald besser als du!« rief Jubilee vorlaut.

»Das würde mich freuen«, gab Mandy zurück.

Vicky schüttelte den Kopf. »Du kannst es nicht lassen. Immer mußt du deinen Mund zu weit aufmachen.«

»Macht doch nichts«, sagte Jubilee und nahm das Stirnband ab. Sie war bester Laune. Noch wußte sie nicht, was ihr bevorstand…

***

Als die Aerobic-Truppe noch in voller Action war, stand Erasmus Buldeo hinter dem großen Einwegspiegel. Sein kalter Blick musterte die schlanken, geschmeidigen Mädchen, und ein rauhes Lachen entrang sich seiner Kehle.

»Es ist sehr schwierig, sich zu entscheiden«, sagte er.

Zep Leggeb stand stumm neben ihm. Es war ihm egal, welches Mädchen Buldeo auswählen würde. Er brannte darauf, sich den

Fortbestand seines Lebens zu sichern, und das konnte er nur, wenn er Erasmus Buldeos Auftrag zu dessen vollster Zufriedenheit ausführte.

Versagte er, würde er dem Höllenschwert zum Opfer fallen.

Erasmus Buldeo beobachtete ein hübsches blondes Mädchen. Sie war seiner Schätzung nach Mitte Zwanzig und machte alle Übungen exakt und eifrig mit.

»Es ist eine Freude, zuzusehen, wie sie sich alle fittrimmen - für den Tod«, sagte er zynisch.

Die Blonde war Vicky Bonney. Erasmus Buldeos Blick zog sie förmlich aus. Er stellte sich das Mädchen nackt vor, und er hatte genug Phantasie, um sich ausmalen zu können, wie sie im Kellergewölbe seines Schlosses lag - wie aufgebahrt, von Magie festgehalten und auf den Tod wartend.

Vicky Bonney trug ein hautenges Trikot, das sich weich an ihren makellosen Körper schmiegte. Die gestreiften Legwormers waren zu den Waden hinuntergerutscht.

Erasmus Buldeo wollte sich schon für sie entscheiden, da fiel ihm die jüngere, quirligere Jubilee auf.

Ihre Formen waren noch nicht so fraulich ausgereift, die Rundungen noch nicht so vollkommen wie bei Vicky Bonney, aber gerade ihre Jugend, ihre Quirligkeit, ihre Elastizität faszinierten Erasmus Buldeo.

»In der Kleinen steckt enorm viel Energie«, bemerkte er. »Sie ist schnell, wendig und ausdauernd. Ihre vitale Kraft würde einem Endzeitdämon zu einem ganz besonders langen Leben verhelfen.«

Zep Leggeb war die Kleine auch recht. Wenn Erasmus Buldeo wollte, daß er sie überwältigte und nach Croydon brachte, würde er es tun. Doch Buldeo zögerte noch.

Die Aerobic-Truppe verausgabte sich mit großer Begeisterung, und alle hatten die Möglichkeit, ihre Bewegungen *in* der großen Spiegelwand zu kontrollieren. Daß hinter dem Spiegel zwei Höllengeschöpfe standen, ahnte niemand.

Jetzt nickte Erasmus Buldeo langsam. »Ja«, sagte er, und seine Hand wies auf Jubilee. »Die!« Er hatte sich entschieden. »Du holst sie dir und bringst sie aufs Schloß. Ich komme nicht mit. Ich habe noch etwas zu erledigen.«

»Du kannst dich auf mich verlassen«, versprach Zep Leggeb.

»Das will ich hoffen«, knurrte Erasmus Buldeo. »Denn wenn du versägst…« Er sprach nicht weiter, aber sein Schweigen war Drohung genug.

Zep Leggeb duckte sich, als hätte Erasmus Buldeo ihn geschlagen.

***

»Puh, bin ich geschlaucht«, stöhnte Linda James. Sie hatte sich in den letzten Tagen mit Vicky Bonney und Jubilee angefreundet, war

mittelschlank, ungefähr so groß wie Jubilee und arbeitete in der Kanzlei eines Rechtsanwalts.

Mit dem Alter lag sie zwischen Jubilee und Vicky. Sie war um die zwanzig und hatte, bevor sie ihre Liebe zu Aerobic entdeckte, ein ziemlich träges Leben geführt.

»Ist gar nicht so einfach, sich in Schuß zu bringen, wenn man von Natur aus faul ist«, sagte Linda lächelnd. Schweiß glänzte auf ihrem Gesicht, und sie sah abgekämpft aus. »Morgen habe ich wieder einen Muskelkater, der sich gewaschen hat. Soviel geschwitzt habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht. Hinzu kommt, daß ich mich auf 'nem Rohkosttrip befinde…« Sie kicherte. »Ich kenne mich selbst nicht mehr. Esse den Kaninchen einfach ihr Futter weg. Habt ihr beiden Lust, mit mir nachher eine Salatplatte zu verputzen? Ich lade euch ein.«

»Vielen Dank, sehr nett von dir«, sagte Vicky Bonney, »aber heute geht es leider nicht. Wir werden wahrscheinlich abgeholt.«

»Na, dann ein andermal«, sagte Linda. »Seid ihr morgen wieder hier?«

»Wenn uns nichts dazwischenkommt, ja«, antwortete Jubilee. Sie war bereits nackt und bereit, unter die Dusche zu gehen. Sie wartete, bis auch Linda und Vicky sich ihrer verschwitzten Sachen entledigt hatten, dann gingen sie gemeinsam los.

Nach der Dusche kam das Haare trocknen. Vicky Bonney hatte schulterlanges Haar. Da waren Linda James und Jubilee ihr gegenüber im Vorteil. Sie brauchten mit ihrer Kurzhaarfrisur nicht länger als fünf Minuten.

Die restliche Zeit verbrachte Jubilee damit, zu bekritteln, daß Vicky so langsam war.

Vicky Bonney sagte seufzend zu Linda: »Manchmal ist sie ein richtiger Quälgeist. Es ist nicht immer leicht, sie zu ertragen. Sie kann sehr enervierend sein.«

»Och, du Ärmste«, sagte Jubilee. »Wenn ich Zeit habe, werde ich dich bedauern.«

Linda James war vor Vicky fertig, während Jubilee auf die Freundin warten mußte. »Also bis morgen«, sagte sie amüsiert, griff sich ihre Sporttasche und ging.

Plötzlich sagte Jubilee: »Linda war ein bißchen zu schnell. Sie hat die falsche Tasche erwischt.«

Linda und Jubilee besaßen die gleichen Sporttaschen. Jubilee nahm rasch Lindas Tasche auf und sagte hastig zu Vicky Bonney: »Bin gleich wieder zurück.«

»Ich warte vor der Garderobe auf dich.«

»Okay«, sagte Jubilee und eilte davon.

Und auf dem ›Moon Studio‹ -Parkplatz lag Zep Leggeb auf der Lauer,

der Dämon, der sich bewähren mußte!

***

Linda verließ das Aerobic-Center schnellen Schrittes. In der hereinbrechenden Dunkelheit sah sie Jubilee zum Verwechseln ähnlich - die gleichen kurzen Haare, die gleiche Größe… Zep Leggeb duckte sich sogleich. Er ging hinter einem Wagen auf Tauchstation. Linda klemmte sich die Sporttasche unter den Arm und begab sich zu ihrem Wagen.

Der Dämon folgte ihr, ohne sich mit einem Geräusch zu verraten. Hinter Linda James kamen vier lachende Mädchen aus dem Studio. Sie stiegen alle in ein Auto und fuhren los.

Bei Lindas Wagen stand keine Laterne; es war dunkel dort. Sie ließ die Fahrzeugschlüssel verspielt um den Zeigefinger kreisen und dachte an Vicky Bonney und Jubilee.

Sie kannte die beiden noch nicht lange, aber sie hatte sie schon richtig ins Herz geschlossen. Sie glaubte, daß sich da eine Freundschaft anbahnte, die Dauer haben würde.

Zep Leggeb warf einen Blick zurück. Die Gelegenheit war günstig. Im Moment war er mit dem Mädchen allein auf dem ›Moon Studio‹-Parkplatz.

Linda erreichte ihren Wagen und blieb stehen. Zep Leggeb pirschte sich von hinten an sie heran. Noch immer hatte er seinen Irrtum nicht bemerkt. Linda hörte ihn nicht, aber sie spürte etwas!

Ein eigenartiges Gefühl beschlich sie. Sie bildete sich ein, es wäre jemand hinter ihr, und als sie sich beunruhigt umdrehte, legte sich eine eiskalte Hand über ihr Gesicht und hielt ihr Mund und Nase zu. Linda ließ Jubilees Sporttasche fallen und riß entsetzt die Augen auf.

Sie wehrte sich verzweifelt, aber der Griff des Dämons war ungemein hart. Linda trat mit den Hacken nach seinen Schienbeinen. Bei einem normalen Mann hätte sie damit Erfolg gehabt, doch Zep Leggeb reagierte nicht darauf.

Ihre Atemnot wurde so groß, daß sie glaubte, sterben zu müssen, doch so lange wollte ihr der Dämon Nase und Mund nicht zuhalten. Es genügte ihm, wenn sie das Bewußtsein verlor.

Sterben würde sie auf eine andere Weise.

Jubilee kam aus dem Aerobic-Studio. »Linda!«

Linda hörte sie, konnte aber nicht antworten.

»Linda!« rief Jubilee abermals.

Sie wußte nicht, wo Lindas Wagen stand, lief zuerst in die verkehrte Richtung, kehrte dann aber um und sah Linda!

Jubilee traute ihren Augen nicht, als sie erkannte, daß Linda James überfallen wurde. Ein Mann hielt sie fest. Sie wehrte sich zwar verzweifelt, kam aber nicht frei.

Für Jubilee war es eine Selbstverständlichkeit, Linda beizustehen. Sie überlegte nicht lange, sondern rannte los.

Sie hatte auf der Prä-Welt Coor früh zu kämpfen gelernt. Coor war eine Welt voller Gefahren. Es war nicht einfach, dort, auf sich allein gestellt zu überleben.

Jubilee war ein sehr mutiges Mädchen. Sie hatte keine Angst vor dem Mann. Sie hätte ihn auch nicht gefürchtet, wenn sie gewußt hätte, daß er ein Dämon war.

Sie wäre in diesem Fall nur ein wenig vorsichtiger gewesen. So aber hielt sie den Kerl für einen Sittenstrolch, und sie wollte ihm tüchtig Zunder geben.

Mit federnden Sätzen flitzte sie zwischen den Fahrzeugen durch, und als sie Linda und den Unhold erreichte, schwang sie die Sporttasche hoch und schlug damit zu.

»Loslassen!« schrie sie gleichzeitig. »Laß sie los, du verklemmter Wüstling!«

Die Tasche traf Zep Leggebs Hinterkopf. Er knurrte ärgerlich und ließ Linda James tatsächlich los.

Aber nur deshalb, weil es nicht mehr nötig war, sie festzuhalten. Sie hatte nämlich soeben das Bewußtsein verloren und sackte zu Boden, als wäre sie tot.

Das versetzte Jubilee beinahe in Panik. Wie von Sinnen schlug sie auf den Mann ein.

Zep Leggeb erkannte Jubilee nicht. Die Dunkelheit schützte sie; Leggeb konnte ihr Gesicht nur schemenhaft sehen.

Blitzschnell überlegte er, ob er beide Mädchen nach Croydon bringen sollte, aber das war ihm von Erasmus Buldeo nicht befohlen worden. Er wollte nichts falsch machen - und beging gerade damit seinen größten Fehler!

Er wollte sich dieses wilde Mädchen vom Hals schaffen, und zwar schnell, damit niemand die Entführung verhindern konnte.

Zep Leggeb knurrte wie ein Tier. Zornig stieß er Jubilee zurück, und als sie sich gleich wieder auf ihn stürzte, streckte er sie mit einem Faustschlag nieder.

Dann riß er Linda die Autoschlüssel aus den Fingern und schloß den Wagen auf. Er packte das ohnmächtige Mädchen hinein und ließ sich hinter das Volant fallen.

Der Wagen überrollte Jubilee fast. Ganz knapp kam das linke Vorderrad an ihrem Gesicht vorbei.

Sie wußte es nicht, war besinnungslos. Zep Leggeb grinste breit, während er den ›Moon Studio‹ -Parkplatz verließ.

Er hatte sich bewährt, und es war nicht besonders schwierig gewesen. Erasmus Buldeo würde mit ihm zufrieden sein.

Die Gefahr war gebannt. Was Yul ihm mit dem Höllenschwert

angetan hatte, würde keine Fortsetzung finden.

***

Ich setzte Mr. Silver zu Hause ab, wie wir es besprochen hatten, und fuhr gleich zum ›Moon Studio‹ weiter.

Jubilee hatte mich überreden wollen, auch mitzumachen, aber ich fand, daß diese Art von Turnen nicht das Richtige für mich war.

Wenn Sport, dann Jogging oder Tennis. Oder hartes Kampftraining im Fitneßraum meines Hauses, denn das war wichtig, um bei meinem Job zu überleben.

Meiner Ansicht nach war Aerobic mehr etwas, das man zum Vergnügen machte, und dafür hatte ich keine Zeit.

Ich war gespannt, was Tucker Peckinpah für uns in Erfahrung bringen würde. Garantiert hatte er bereits eine Menge Hebel in Bewegung gesetzt.

Yuls Auftauchen lag mir wie ein Pflasterstein im Magen, unverdaulich. Daß Mortimer Kull mitmischte, hätte mir gerade noch gefehlt. Er hätte rücksichtslos - wie es von jeher seine Art war - seine Organisation des Schreckens eingesetzt, um Yul zur Strecke zu bringen.

Wie viele Menschen bei einer solchen Aktion das Leben verloren, hätte ihn nicht interessiert.

Kull war ein Teufel. Er war nicht besser als Yul, den er nur deshalb vernichten wollte, weil der weiße Gigant für ihn eine lebende Niederlage darstellte.

Yul war seiner Kontrolle entglitten, das wollte er nicht hinnehmen.

Als ich den Parkplatz des ›Moon Studios‹ fast erreicht hatte, kam mir ein Wagen entgegen, dessen Fahrer Jonathan Dewaere verteufelt ähnlich sah. Ein Ruck ging durch meinen Körper, aber dann sagte ich mir, daß das unmöglich Dewaere sein konnte. Ich sah schon Gespenster!

Ich verschwendete keinen weiteren Gedanken an ihn, sondern freute mich auf Jubilee und Vicky Bonney.

Ich parkte meinen Rover vor dem Studioeingang und ging hinein. Vicky Bonney stand neben der Garderobentür.

Ich nahm an, sie wartete darauf, daß Jubilee herauskam.

Sie lächelte mir entgegen. Ich küßte sie. »Na, war es wieder anstrengend?« fragte ich.

»Ziemlich«, antwortete Vicky.

»Wo ist Jubilee?« wollte ich wissen. »Liegt sie im Sauerstoffzelt?«

»Sie ist draußen auf dem Parkplatz«, gab Vicky zurück. »Bist du ihr nicht begegnet?«

»Nein.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Vicky. »Linda hat die Sporttaschen

verwechselt. Jubilee bemerkte den Irrtum und lief ihr nach.«

Vielleicht hätte es nun bei mir klingeln sollen, weil ich Jonathan Dewaere gesehen hatte, aber das tat es nicht.

Ich wußte, wer Linda war. Linda James. Ich hatte sie vor ein paar Tagen kennengelernt. Sie war Jubilee sehr ähnlich. Ein nettes, hübsches Mädchen. Sehr nett und sehr hübsch, wenn ich ehrlich sein soll. Ich hätte bei ihr Chancen gehabt, so etwas spürt man. Das änderte sich erst, als Linda erfuhr, daß ich mit Vicky befreundet war. Da stellte sie ihren Sex Appeal sofort ab, denn sie hatte nicht vor, Vicky den Freund auszuspannen.

Wir warteten auf Jubilees Rückkehr, aber sie kam nicht. Es dauerte nicht lange, bis ich unruhig wurde.

»Da stimmt was nicht«, sagte ich zu Vicky und schlug vor, nach draußen zu gehen.

Keine Linda James und keine Jubilee auf dem Parkplatz!

»Merkwürdig«, sagte Vicky.

»Das ist nicht nur merkwürdig, das ist schon beunruhigend«, verbesserte ich sie, und im nächsten Moment sah ich Jubilee. Mein Herz krampfte sich zusammen. »Da ist sie!« stieß ich aufgeregt hervor und eilte dem Mädchen entgegen.

Sie taumelte, als wäre sie betrunken. Vicky Bonneys Stöckelschuhe klapperten hinter mir. Wir erreichten Jubilee. Das Mädchen sank mir in die Arme und schluchzte wütend.

»Was ist passiert, Jubilee?« wollte ich wissen.

»Linda wurde überfallen… Von einem Mann… Ich eilte ihr zu Hilfe, aber der Kerl schlug mich nieder… Ich konnte Linda nicht helfen.«

Mir ging plötzlich ein ganzer Kronleuchter auf. Es war also doch Jonathan Dewaere! schrie es in mir. Yul hat ihn fortgebracht, und irgend jemand hat ihn wieder zum Leben erweckt!

Ich forderte Jubilee auf, den Mann zu beschreiben. Sie begann stockend. Natürlich beschrieb sie Dewaere. Ich fiel ihr ins Wort und setzte die Beschreibung fort.

Jubilee und Vicky sahen mich verblüfft an. »Du kennst diesen Mann?« fragte Vicky.

»Sein Name ist Jonathan Dewaere«, sagte ich.

»Woher weißt du das?« wollte Jubilee wissen.

Ich erzählte ihnen, was passiert war.

»Ist etwas nicht in Ordnung?« fragte plötzlich jemand hinter uns. Es war Mandy Bellwood. Auch sie kannte ich.

Jubilee beachtete ihr, was sich ereignet hatte. Mandy wurde blaß. »Entführt!« stieß sie heiser hervor. »O Gott.«

Ich weiß nicht, wieso, aber mir kam es so vor, als wäre sie zu sehr betroffen. Ich fragte sie geradeheraus nach dem Grund ihrer übertriebenen Reaktion.

Sie ging nicht auf meine Frage ein. Statt dessen sagte sie mit gesenktem Blick: »Wir werden sie nicht wiedersehen.«

»Was wollen Sie damit sagen, Mandy?« fragte ich überrascht. »Was wissen Sie über diese Sache?«

Mandy sah geistesabwesend aus. Sie starrte auf den Boden. »Mädchen…«, sagte sie wie in Trance. »Sie verschwinden spurlos… Niemand weiß, wohin… Sie tauchen nicht mehr auf…«

Ich griff nach Mandy Bellwoods Schultern und schüttelte sie. »Kommen Sie zu sich, Mandy. Was reden Sie da?«

Ihre Augenlider zuckten. Sie schaute mich ängstlich an. »Ich glaube, Linda James war nicht das erste Mädchen, das entführt wurde, Tony. Bei den anderen bekam niemand etwas mit. Sie waren nur auf einmal nicht mehr da. Sally Hill… Diana Grant… Und nun Linda James… Weg. Einfach weg.«

Mandy erwähnte, sie habe gehört, daß auch aus den anderen »Moon Studios« Mädchen verschwunden wären.

Das war ein Hammer!

Jonathan Dewaere war ein Endzeitdämon gewesen. Wenn man dieser Spezies helfen wollte, mußte ein Mensch seine Energie abgeben. Junge Mädchen verschwanden. Opfer für Endzeitdämonen, dessen war ich mir ganz sicher. Und Yul mischte dabei auch mit. Eine verdammt haarige Angelegenheit!

»Wem gehören die ›Moon Studios‹?« fragte ich hastig. Daß es fünf davon gab, war mir bekannt.

»Mr. Buldeo«, antwortete Mandy Bellwood. »Erasmus Buldeo.«

»Ein ungewöhnlicher Name«, stellte ich fest. »Ist der Gentleman Ausländer?«

»Schon möglich«, sagte Mandy.

»Kennen Sie ihn?« fragte ich.

»Selbstverständlich. Er ist mein Boß«, gab Mandy Bellwood zurück.

»Wie sieht er aus?« wollte ich wissen. Mandy beschrieb ihn. Es war nichts Dämonenhaftes an ihm. Er sah eher aus wie Alain Delon. »Wissen Sie, wo Erasmus Buldeo wohnt?« erkundigte ich mich.

»In Croydon«, sagte Mandy Bellwood.

Das hatte ich befürchtet. Ich wandte mich an Vicky Bonney und Jubilee. »Ihr setzt keinen Fuß mehr über die Schwelle eines ›Moon Studios‹, ist das klar?«

***

Er hatte lange gewartet. Man hatte den Leichenwagen verschwinden lassen, hatte ihn aber nicht aus dem Schloßhof gefahren, sondern in einem unterirdischen Stollen abgestellt - und jetzt bewegte sich der Sargdeckel im Inneren des Wagens!

In der Totenkiste befand sich Jonathan Dewaeres Opfer, der junge

Mann, den er im Einkaufszentrum getötet hatte. Aber nicht er bewegte den Sargdeckel, sondern Boram, der sich darin versteckt hatte.

Der Nessel-Vampir hatte viel Zeit verstreichen lassen, damit niemand von seiner Anwesenheit wußte. Jetzt tauchten die grauen Dampffinger auf. Sie schoben sich über den Sargrand, während sich der Deckel immer weiter zur Seite bewegte.

Boram war in der Lage, den Nesseldampf, aus dem er bestand, so sehr zu verdichten, daß er einen festen Körper hatte. Die Hand, die den Sargdeckel hielt, war im Moment hart wie Stein.

Boram ließ den Deckel nicht los. Er vermied jedes Geräusch. Erst als der Deckel neben dem Sarg lag, lösten sich Borams Finger davon. Er stieg aus der Kiste und verließ den Leichenwagen.

Wozu der kurze unterirdische Stollen angelegt worden war, wußte wohl niemand mehr. Jene, die ihn gegraben hatten, schienen irgendwann die Lust verloren und die Arbeit eingestellt zu haben.

Boram verließ den Stollen und huschte durch den Schloßhof. Er witterte Opfer - Schwarzblütler. Je mehr von ihnen er vernichten konnte, desto lieber war es ihm.

In diesem Schloß konnte er Kraft tanken. Mit jedem Dämon, den er tötete, würde er stärker werden. Gnadenlos und hart würde er zuschlagen.

Die Dunkelheit machte es unnötig, daß er seine Gestalt bis zur Unsichtbarkeit ausdehnte. Er konnte bleiben, wie er war. Als er Schritte vernahm, verbarg er sich in einer Mauernische.

Sollte sich ihm ein Schwarzblütler nähern, war dieser verloren. Die Energie, die Boram von Jonathan Dewaere bekommen hatte, hatte seinen Hunger nicht gestillt, sondern eher größer werden lassen.

Die Schritte näherten sich dem Nessel-Vampir. Er bereitete sich auf die Attacke vor, doch er wurde enttäuscht, denn die Schritte schwenkten ab, entfernten sich, und wenig später war der dumpfe Knall einer zufallenden Tür zu hören.

Boram suchte diese Tür. Sie war nicht abgeschlossen. Wäre sie es gewesen, wäre Boram einfach darunter ›durchgesickert‹. Es gab für den Nessel-Vampir kaum ein Hindernis, das er nicht überwinden konnte.

Existenzbedrohend war für ihn nur das Feuer. Hitze hätte ihn verdampft. Er betrat das Schloß und hatte einen düsteren Flur vor sich.

Boram hätte sich auch nicht gescheut, Yul anzugreifen. Ob er mit dem weißen Giganten allerdings fertigwerden konnte, wußte er nicht. Yul war ein künstliches Wesen. Mit einem solchen hatte Boram noch nie zu tun gehabt.

Sollte er dem Höllenroboter begegnen, würde er dem Kampf keinesfalls aus dem Weg gehen. Aber er würde sich vor dem

Höllenschwert in acht nehmen müssen, denn diese Waffe war in der Lage, eine Hitze zu entwickeln, die ihn vernichtet hätte.

Lautlos schlich der Nessel-Vampir durch das Dämonenschloß. Hier war der Tisch für ihn reich gedeckt, das spürte er. Wieder vernahm er Schritte.

Abermals versteckte er sich, und Augenblicke später tauchte ein Mann auf, der ein großes silbernes Tablett trug, über dem sich eine Silberglocke wölbte.

Der Mann wollte jemandem zu essen bringen!

Boram fiel es nicht schwer, festzustellen, daß es sich bei dem Mann um einen Schwarzblütler handelte, und er gierte nach dessen Kraft. Er wollte sie haben, deshalb machte er sich mit einem Zischlaut bemerkbar.

Der Mann war an eine Tür getreten. Als er das Zischen vernahm, stellte er das Tablett ab und drehte sich argwöhnisch um - und sein Kopf veränderte sich.

Er hatte plötzlich einen Echsenschädel!

***

Während wir nach Hause fuhren, sagte ich zu Jubilee: »Übrigens, Tucker Peckinpah ließ mich wissen, daß du möglicherweise bald deine Eltern sehen wirst.«

Jubilee nahm es mit einem knappen Kopfnicken zur Kenntnis.

Ich sah sie verwundert an. »Freust du dich gar nicht?«

»Doch, natürlich«, sagte Jubilee. »Irgendwie schon. Andererseits… Wenn man es genau betrachtet, was verbindet mich nach dreizehn Jahren noch mit meinen Eltern?«

»Ich verstehe dich nicht«, sagte ich. »Es sind deine Eltern. Das werden sie sein, solange sie leben.«

»Ja, Tony«, sagte Jubilee, »aber ich fürchte, daß wir uns völlig fremd sein werden. Sie hatten nicht die Möglichkeit, mich zu erziehen. Vielleicht bin ich nicht so, wie sie mich haben wollen. Ich habe Angst, sie zu enttäuschen.«

»Was heißt, vielleicht bist du nicht so, wie sie dich haben wollen?« sagte ich laut. »Du bist ein anständiges Mädchen. Sie könnten sich ihre Jubilee nicht anders wünschen. Du wirst sie nicht enttäuschen, ganz bestimmt nicht.«

»Ich wohne jetzt schon eine Weile bei euch«, sagte Jubilee. »Ich habe mich eingewöhnt, ihr seid meine Freunde und mein Elternersatz. Ich weiß nicht, ob ich euch verlassen will, Tony.«

»Laß das Ganze einfach auf dich zukommen, okay?« schlug ich vor. »Du wirst dir deine Eltern ansehen und dich dann entscheiden, ob du lieber bei ihnen bleiben oder weiterhin bei uns leben möchtest. Solltest du bei deinen Eltern bleiben, kannst du uns ja besuchen, sooft

du willst. Das heißt nicht, daß die Verbindung abreißen und unsere Freundschaft enden muß. Ich bestehe sogar darauf, daß wir Freunde bleiben. Solltest du damit nicht einverstanden sein, ziehen dir eine ganze Menge Leute die Ohren lang. Allen voran ich, und dann Vicky, und Roxane, und Mr. Silver, und Lance Selby, und Pater Severin - und, und, und…«

Jubilee fiel mir um den Hals und drückte mir einen innigen Kuß auf die Wange. »Ach, Tony, ich habe euch alle sehr, sehr gern.«

»Laß mich ganz schnell wieder los!« rief ich lachend. »Sonst baue ich noch einen Unfall.«

Wir erreichten die Chichester Road.

Als wir unser Haus betraten, rief Mr. Silver aus dem Livingroom: »Schnell, Tony! Ich habe Tucker Peckinpah am Apparat!«

Ich eilte zu ihm und nahm von ihm den Hörer entgegen. Bevor der Industrielle etwas sagen konnte, erzählte ich ihm, was ich wußte, und das war bereits eine ganze Menge. Darüber staunte sogar Mr. Silver.

Peckinpah blieb dann nur noch eines: mir zu sagen, wo sich Erasmus Buldeos Schloß befand. Sobald er das getan hatte, legte ich auf und wandte mich an Mr. Silver.

»Wo ist Boram?«

»Nicht hier«, antwortete der Ex-Dämon.

»Dann glaube ich zu wissen, wo wir unseren dampfenden Freund wiedersehen werden«, bemerkte ich.

»In Croydon«, meinte Mr. Silver.

»Du sagst es«, gab ich zurück.

***

Grauenerregend sah der Echsenköpfige aus, doch Boram vermochte er mit diesem Aussehen nicht einzuschüchtern.

Er hatte eine geschuppte Haut und hornartige Gebilde auf der Stirn. Ein gezackter Kamm lief über seinen Hinterkopf, und die Haut an seinem Hals hing wie ein schlaffer Sack durch und zuckte im pochenden Rhythmus der Erregung.

Boram verhielt sich jetzt ganz still. Er hatte sich zum Sprung geduckt und wartete, bis der Dämon nahe genug war.

Der Mund des Nessel-Vampirs war offen. Die gefährlichen Vampirhauer ragten heraus. Boram wußte, daß er diesmal schnell und lautlos töten mußte, denn wenn der Schwarzblütler Alarm schlug, konnte das für ihn verhängnisvolle Folgen haben.

Mit Sicherheit würde dann auch Yul erscheinen…

Der Echsenköpfige blieb stehen. Er war noch nicht nahe genug, aber wenn er nicht weiterging, würde ihn Boram trotzdem angreifen.

Jetzt machte der Schwarzblütler noch einen Schritt - und noch einen. Er hob die geschuppten Hände.

Wieder blieb er stehen. Da verlor Boram die Geduld. Die Überraschung war auf seiner Seite. Ehe der Dämon reagierte, mußte es geschehen sein.

Boram sauste aus seinem Versteck. Der Schwarzblütler sah etwas Graues, Nebliges auf sich zukommen.

Er wollte zurückspringen, doch Boram packte ihn und riß ihn an sich. Der Dämon spürte das beißende Brennen, als er mit dem Nesselgift in Berührung kam.

Er merkte, daß er gezwungen war, Energie an den Angreifer abzugeben, bog sich zurück, riß das Echsenmaul auf und wollte einen lauten Schrei ausstoßen.

Aber da biß Boram zu. Tief grub er die langen Vampirzähne in den Echsenhals, und statt des Schreies kam ein markerschütterndes Gurgeln aus dem Maul des Todgeweihten.

Der Schwarzblütler stürzte zu Boden. Boram ließ jedoch nicht von ihm ab. Er ließ sich mit ihm fallen.

Und er saugte ihm die ganze dämonische Energie aus. Was von dem Schwarzblütler übrigblieb, verbarg der Nessel-Vampir in einer finsteren Nische.

Dann begab er sich zu dem Tablett, das der Dämon getragen hatte. Er hob die silberne Glocke und sah ein großes Stück rohen Fleisches auf dem Teller.

Nahrung für einen anderen Dämon.

Nahrung für Bathoo alias Patrick Demme, doch das wußte Boram nicht. Es war für ihn auch ohne Bedeutung. Bathoo würde nichts zu essen kriegen, sondern selbst zur Nahrung werden!

Endzeitdämonen, denen Erasmus Buldeo geholfen hatte, blieben in der Regel noch ein bis zwei Tage im Schloß, ehe sie in ihre gewohnte Umgebung zurückkehrten. Buldeo wollte erst sehen, wie ihnen die neue Energie bekam, ehe er sie entließ. Manchmal war eine ›Nachbehandlung‹ mit dem Lebenskristall erforderlich.

Bei Bathoo hatte Erasmus Buldeo jedoch auf Anhieb den gewünschten Erfolg erzielt. Bathoo war kein Endzeitdämon mehr.

Sein Ende war wieder in weite Ferne gerückt. Er hätte wieder ein langes Leben vor sich gehabt, wenn Boram nicht auf ihn aufmerksam geworden wäre.

Der weiße Vampir deckte das rote Fleisch wieder zu. Er beachtete das Silbertablett nicht weiter, sondern wandte sich der Tür zu und öffnete sie mit der nötigen Vorsicht.

Er sah einen Mann mit schütterem Haar, sehr elegant gekleidet. Er stand am Fenster und sah in die Finsternis hinaus. Die Dunkelheit schien ihn zu faszinieren.

Dämonen lieben die Schwärze der Nacht. Einige von ihnen können überhaupt nur existieren, wenn die Dunkelheit anbricht.

Bathoo reagierte nicht auf Borams Eintreten, obwohl der Nessel-Vampir nicht verhindern konnte, daß die Tür leise wimmerte.

Bathoo wußte, daß jemand den Raum betreten hatte, aber er rechnete nicht damit, daß er Besuch von einem Todfeind hatte.

»Stell es auf den Tisch!« verlangte er. Er meinte das Silbertablett. »Und dann laß mich allein!«

Boram näherte sich dem Mann, den die finstere Nacht so sehr in ihren Bann geschlagen hatte.

»Worauf wartest du?« fragte Bathoo ärgerlich. »Warum gehst du nicht?«

»Ich gehe, sobald ich dich getötet habe«, erwiderte Boram mit seiner hohlen, rasselnden Stimme.

Jetzt fuhr Bathoo herum - und Boram sprang ihn an.

***

Mr. Silver und ich verließen das Haus. Wir hofften, Erasmus Buldeo das Handwerk zu legen, Jonathan Dewaere noch einmal - und zwar endgültig - unschädlich zu machen, den Satansroboter zu zerstören und das Höllenschwert wiederzukriegen.

Das waren eine ganze Menge Wünsche.

Aber Wünsche darf man ja haben, soviel man will. Ob sie in Erfüllung gehen, ist eine andere Sache.

Wir stiegen in den Rover. Vicky und Jubilee standen am Fenster und winkten uns zu, als ich losfuhr.

»Hoffentlich versucht Boram den Krieg nicht allein zu gewinnen«, brummte Mr. Silver.

»Ich hätte nichts dagegen, wenn ich in dieses Schloß käme und nichts mehr zu tun hätte«, sagte ich.

»Fragt sich nur, ob Boram das allein schafft«, sagte der Hüne mit finsterer Miene.

»Er ist ein großartiger Kämpfer und hat kaum Schwächen«, sagte ich vertrauensvoll.

»Ich kenne Erasmus Buldeo nicht«, meinte Mr. Silver, »aber ich könnte mir vorstellen, daß Boram mit ihm fertigwird.«

»Was sollen dann die Kummerfalten auf deiner Stirn?« fragte ich den Ex-Dämon.

»Die gelten Yul. Der weiße Gigant ist eine Mordmaschine, Tony«, sagte Mr. Silver. »Die Betonung liegt auf dem Wort ›Maschine‹. Wie tötet Boram seine Opfer?«

»Er entzieht ihnen ihre dämonische Kraft«, sagte ich.

»Und dann?« fragte der Ex-Dämon.

»In den meisten Fällen erledigt er sie schließlich mit einem blitzschnellen Biß«, sagte ich.

Der Hüne nickte. »Und jetzt stell dir mal vor, er beißt Yul. Da tut sich

überhaupt nichts, denn der Cyborg ist kein Wesen aus Fleisch und schwarzem Blut. Er ist ein stählerner Gigant, und er besitzt das Höllenschwert, mit dem er unseren Freund vernichten kann.«

Was Mr. Silver gesagt hatte, veranlaßte mich, gleich mehr Gas zu geben, und ich konnte es kaum noch erwarten, dieses Schloß in Croydon zu erreichen.

***

Es kam zu einem erbitterten Kampf. Bathoo fand es unter seiner Würde, um Hilfe zu rufen. Er war davon überzeugt, daß er mit dieser Dampfgestalt auch allein fertigwerden konnte.

Er hatte neue Kräfte. Als er hierher gekommen war, hatte er sich schwach und verbraucht gefühlt, doch nun war er neu erstarkt, und er glaubte nicht, daß ihm diese Nebelgestalt ernstlich gefährlich werden konnte.

Bathoo ließ seine Maske fallen. Von Patrick Demme, dem bekannten Londoner Juwelier, blieb nichts übrig.

Der Dämon präsentierte sich dem weißen Vampir in seiner wahren Gestalt. Sein menschlicher Körper wäre ihm hinderlich gewesen. In seiner zotteligen, kraftstrotzenden Gestalt konnte er sich besser entfalten, und er setzte auch schwarze Magie gegen den Angreifer ein.

Es gelang ihm, Borams erster Attacke zu entgehen. Mit einem magischen Spruch hob er die Dampfgestalt hoch und schleuderte sie auf den Boden.

Dann wollte er den Nebelkörper des weißen Vampirs mit einer Keilformel auseinanderreißen, doch damit hatte er kein Glück.

Boram kam wieder auf die Beine, und er führte den ersten Kontakt herbei, um den Feind zu schwächen.

Das schmerzhafte Brennen ließ Bathoo aufstöhnen. Der Dämon erschrak. Er hatte nicht geahnt, daß die Berührung des Gegners so schmerzhaft war.

Er war verwirrt, konnte sich plötzlich nicht auf Boram einstellen, während der weiße Vampir ihn immer besser unter Kontrolle bekam. Jeder Treffer machte Bathoo zu schaffen.

Jeder Schlag entzog ihm Kraft. Er versuchte sich zurückzuziehen, doch Boram folgte ihm und attackierte ihn immer wilder.

Bathoo erlitt einen Schwächeanfall, und mitten in dieser kritischen Phase erwischte ihn ein schwerer Faustschlag der Dampfgestalt.

Der Dämon fiel gegen die Wand. Borams Rechte zuckte vor und schloß sich um Bathoos Kehle.

Mit großer Kraft drückte er zu, und die dämonische Energie floß von Bathoo durch seinen Arm in ihn über.

Bathoos Widerstand erlahmte, die Abwehrbewegungen wurden immer kraftloser und matter, und schließlich konnte sich der Dämon

überhaupt nicht mehr wehren.

Boram ließ ihn los. Bathoo fiel um, und der Nessel-Vampir holte sich mit einem Biß die restliche Kraft, die noch in dem monsterhaften Leib war.

Gestärkt und siegestrunken erhob sich Boram. Er war zufrieden mit seinen beiden raschen Erfolgen.

Keine Frage, daß er weitermachen würde. Die Gefahr einer Übersättigung bestand bei ihm nicht. Er würde nur mit jedem Sieg noch stärker und unbezwingbarer werden.

Durch das Fenster sah er, wie sich das Schloßtor öffnete. Ein grelles Scheinwerferpaar erhellte die Dunkelheit, stach in Borams flächiges Dampfgesicht und schwenkte nach links ab.

Boram trat näher an das Fenster. Das Tor schloß sich hinter dem Wagen, der soeben eingetroffen war.

Das Fahrzeug blieb stehen, und Boram sah einen Mann aussteigen, der ihm nicht unbekannt war.

Jonathan Dewaere war zurückgekehrt. Boram konnte sich nicht erklären, wieso der Endzeitdämon, den er in der Garage des Einkaufszentrums vernichtet hatte, plötzlich wieder lebte.

Neue dämonische Kräfte mußten Dewaere erfüllen, und Boram war entschlossen, ihm auch diese zu rauben.

Dewaere beugte sich in den Wagen und zerrte ein bewußtlose Mädchen heraus. Boram ließ ein aggressives Fauchen hören, als er sah, wie Dewaere es sich über die Schulter warf.

Was immer der Dämon mit dem Mädchen vorhatte, Boram wollte es vereiteln. Das Leben des Mädchens zu retten, war jetzt Borams vordringlichste Pflicht.

Er sah Jonathan Dewaere so lange nach, bis er aus seinem Blickfeld verschwand, dann wandte er sich vom Fenster ab und schickte sich an, den Raum zu verlassen.

***

Jonathan Dewaere trug das Mädchen stolz ins Schloß. Er brauchte keine Angst mehr vor Yul und dem Höllenschwert zu haben. Er hatte getan, was Erasmus Buldeo von ihm verlangt hatte, und die Sache war verhältnismäßig problemlos abgegangen, wenn man von dem Zwischenfall auf dem Parkplatz absah. Aber Zep Leggeb fand, daß er dieses Problem gut gemeistert hatte.

Natürlich wäre es noch besser gewesen, wenn niemand die Entführung mitbekommen hätte, doch auch jetzt wußte niemand, wo das Mädchen zu suchen war.

Buldeos Aerobic-Studios waren eine wahre Fundgrube, und die jungen hübschen Mädchen strömten geradezu in Scharen herbei. Wie die Motten flogen sie zum Licht.

Und es würde immer wieder ein Mädchen geben, das das nicht überlebte. Es gab noch viele Endzeitdämonen, denen geholfen werden müßte.

Linda James kam zu sich.

Ihr Kopf baumelte hin und her, und hinter ihrer Stirn hämmerte das Blut. Im Moment begriff sie weder, wo sie war, noch, was mit ihr passierte.

Zep Leggeb spürte, daß sie das Bewußtsein wiedererlangt hatte. Ihr Körper war nicht mehr so schlaff und leblos.

Dem Dämon fiel auf, daß sie den Kopf hob. Er sah keinen Grund, sie weiter zu tragen. Er ließ sie von der Schulter rutschen und stellte sie auf die Beine.

Sie schwankte leicht, wischte sich mit einer fahrigen Bewegung über die Augen, blickte sich zuerst um, sah dann Zep Leggeb an und fragte mit dünner Stimme: »Wo bin ich? Wohin haben Sie mich verschleppt? Was wollen Sie von mir?«

Er grinste. »Das sind viele Fragen auf einmal.«

»Wer sind Sie?« fügte Linda gleich noch eine Frage hinzu.

»Ich heiße Zep Leggeb. Oder neuerdings auch Jonathan Dewaere, denn meine Seele befindet sich in einem anderen Körper.«

Jetzt glaubte Linda zu verstehen. Sie hatte es mit einem Wahnsinnigen zu tun!

»Wir befinden uns in einem alten Schloß«, erklärte der Dämon. »Es gehört nicht mir, sondern Erasmus Buldeo.« Er lachte. »Du kennst diesen Namen?«

»Mr. Buldeo gehören die ›Moon Studios‹.«

»Richtig«, sagte Zep Leggeb. »Er hat sich für dich entschieden.«

»Entschieden?« fragte Linda verdattert. »Wollen Sie damit etwa behaupten, Sie hätten mich in seinem Auftrag entführt?«

»So ist es. Erasmus Buldeo ist mein Herr«, sagte Zep Leggeb. »Er wollte, daß ich dich hierher bringe, und ich habe es getan.«

Linda sah den Dämon zweifelnd an. »Das kann ich nicht glauben. Aus welchem Grund sollte Mr. Buldeo so etwas befehlen? Sie sagen nicht die Wahrheit!«

»Geh weiter!« verlangte Zep Leggeb, und als sich das Mädchen nicht sofort in Bewegung setzte, gab er ihr einen ungeduldigen Stoß. »Geh!« herrschte er sie scharf an.

»Warum? Was soll ich hier? Ich möchte nicht in diesem Schloß bleiben!«

»Es wird nicht danach gefragt, was du möchtest!« knurrte Zep Leggeb. Er brach ihren Trotz, indem er sie ins Gesicht schlug, so kräftig, daß sie gegen die Wand fiel.

Hinter zum Schutz gehobenen Händen schrie sie mit tränenerstickter Stimme: »Sie… Sie… Wahnsinniger!«

»Geh!« befahl Zep Leggeb schneidend.

Der ganze Mut, zu dem sich das Mädchen noch einmal aufgerafft hatte, war weg. Jetzt hatte sie nur noch Angst. Kalte, bohrende Angst. Und sie gehorchte.

Sie taumelte durch den düsteren Flur, vor Zep Leggeb her, und große Tränen rannen ihr über die Wangen. Eine, die linke, war blutrot. Der Dämon forderte sie auf, die Kellertür zu öffnen.

Linda wollte nicht wieder geschlagen werden. Sie gehorchte. Ihre Hand zitterte, als sie sie auf die Klinke legte.

Feuchter Modergeruch wehte ihr entgegen, als die Tür aufschwang.

Wieder ertönte dieses knappe, herrische »Geh!« hinter ihr, und sie stieg die graubraunen Stufen der Kellertreppe hinunter.

Sie hatte Angst vor dem, was sie in diesem alten Schloßkeller erwartete. Natürlich dachte sie an Flucht, aber sie fühlte sich zu schwach, um wirklich weglaufen zu können.

Außerdem hätte sie an diesem Geisteskranken vorbei müssen, und das war so gut wie unmöglich.

Linda erreichte das untere Ende der Treppe. Sie konnte nicht glauben, daß hinter dem, was mit ihr passierte, tatsächlich Erasmus Buldeo steckte.

Sie hatte diesen Mann einmal kurz gesehen. Er sah sehr gut aus und machte den besten Eindruck. Sie erinnerte sich, daß sie noch gedacht hatte, daß dies ein Mann wäre, bei dem sie schwach werden könnte.

Er konnte unmöglich etwas mit diesem Verrückten zu tun haben. Das war völlig ausgeschlossen.

Fahler Kerzenschein erhellte das feuchte Kellergewölbe. Die Kerzen waren lang und steckten in massiven Leuchtern, und ihre Flammen erhellten eine Szene, wie sie in Lindas schlimmstem Alptraum nicht hätte vorkommen können.

Das rothaarige Mädchen zweifelte an seinem Verstand. Mein Gott, das kann doch nicht wahr sein! dachte sie entsetzt.

Wohin sie blickte, sah sie Skelette. Das war zuviel für sie. Kreischend drehte sie sich um, und sie wollte aus dem Horrorkeller flüchten.

Aber da war Zep Leggeb als schier unüberwindbares Hindernis. Linda James warf sich schreiend gegen ihn. Er wollte sie packen, doch es gelang ihr, ihn zur Seite zu stoßen.

Auf einmal war die Treppe frei! Linda klammerte sich an diese dünne Hoffnung.

Sie eilte an Zep Leggeb vorbei, doch er wußte sich zu helfen, hakte nur kurz mit dem Fuß nach, und schon stürzte Linda auf die Stufen.

Sie kreischte ihre Angst und den Schmerz heraus, rollte die Stufen herunter, sprang auf und holte sich einen dieser schweren Kerzenständer.

Sie entfernte die lange, brennende Kerze und warf sie hinter sich. Im

Fluge erlosch die Flamme.

Ein langer, spitz zulaufender Dorn hatte der Kerze Halt geboten. Nun wollte ihn Linda gegen ihren Entführer einsetzen.

Zuerst schlug sie mit dem schweren Leuchter auf den Dämon ein. Er machte sich nicht die Mühe, auszuweichen. Er schützte sich nicht einmal mit den Armen.

Mehrmals krachte der Kerzenständer auf seinen Schädel nieder. Kein Mensch hätte diese furchtbaren Schläge ausgehalten. Die Angst verlieh dem Mädchen noch einmal für wenige Augenblicke Kraft, und sie legte sie in die Schlinge.

Aber Zep Leggeb lachte nur. Er steckte die Treffer weg, als bestünde der Kerzenständer aus Schaumgummi.

Er ging unaufhaltsam vorwärts, und Linda wich Schritt für Schritt zurück, bis sie gegen ein steinernes Hindernis stieß.

Sie griff mit einer Hand hinter sich und berührte blanke Knochen. Verstört schrie sie auf.

In ihrer rasenden Angst wußte sie schon nicht mehr, wie sie sich Zep Leggeb vom Leib halten sollte.

Da besann sie sich des langen, spitzen Metallhorns, und sie rammte ihn *dem* Dämon in die Brust.

Wahrscheinlich traf er das Herz, aber Zep Leggeb lachte selbst darüber nur. Nicht er ist wahnsinnig! schoß es Linda durch den Kopf. Ich bin es! Was ich hier erlebe und sehe, kann es in Wahrheit nicht geben!

Sie ließ den Kerzenständer los. Er fiel zu Boden. Ohne zu wissen, wohin sie laufen sollte, drehte sie sich um und rannte los.

Aber sie kam nicht weit. Zwei Männer warfen sich ihr entgegen, und das Irrsinnige an dieser Situation war, daß sie Echsenköpfe haften. Linda konnte dieses Grauen nicht mehr verkraften.

Sie verdrehte die Augen und fiel um. Doch sie fiel nicht auf den Boden, denn Zep Leggeb war rechtzeitig bei ihr, um sie aufzufangen.

»Ist Erasmus Buldeo schon da?« wollte der Dämon wissen.

Die Echsenköpfigen verneinten diese Frage, indem sie ihre Schädel schüttelten. Sprechen konnten sie nur, wenn sie wie Menschen aussahen. Jetzt verwandelten sie sich. »Du konntest sie kaum bändigen«, sagte der eine.

Zep Leggeb erschrak. Wollten ihm die Echsenköpfigen das, was soeben geschehen war, als Schwäche auslegen?

»Ich wollte ihr zeigen, daß sie keine Chance hatte!« behauptete Zep Leggeb. »Sie sollte erkennen, daß sie verloren ist. Ich habe mit ihr gespielt.«

Glaubten sie ihm? Er stemmte das Mädchen hoch und stieß sie ihnen in die Arme. »Bereitet sie vor. Legt ihr magische Fesseln an, damit sie nicht fliehen kann, wenn sie zu sich kommt!«

Einer der beiden Diener hielt wie durch Zauberei plötzlich ein Messer in der Hand. Als er es hob, sah es so aus, als wollte er Linda James erstechen, doch Zep Leggeb wußte, daß er das nicht wagte, denn das Mädchen war von Erasmus Buldeo ausgewählt worden. Er brauchte sie, um einem weiteren Endzeitdämon zu helfen.

Das Messer senkte sich auf die Ohnmächtige nieder. Ratschende Geräusche waren zu hören. Der Diener mit dem Messer schnitt alles auf, was Linda am Leib trug.

Er schälte sie buchstäblich aus ihren Hüllen, und als sie keinen Faden mehr am Leib hatte, legten sie sie auf eine Steinbank und schoben vier Kerzen näher an sie heran.

Mit dem Messer kritzelte der Diener sodann ein paar schwarzmagische Zeichen auf den flachen Bauch der Ohnmächtigen.

Damit war alles getan. Aus eigener Kraft würde Linda James von hier nicht mehr fortkommen.

»Warum räumt ihr nicht die Skelette weg?« fragte Zep Leggeb.

»Erasmus Buldeo hat es uns nicht befohlen«, bekam er zur Antwort.

»Dann befehle ich es euch!« sagte der Dämon gebieterisch. »Schafft sie weg! Wir brauchen Platz!«

Die Diener regten sich nicht. Sie nahmen nur eine drohende, trotzige Haltung ein und starrten Zep Leggeb ärgerlich entgegen.

Warum sollten sie von ihm Befehle entgegennehmen? Es kam für sie nicht in Frage, daß sich jeder x-beliebige Dämon als ihr Herr aufspielen und sie herumkommandieren durfte.

»Du hast uns nichts zu befehlen, Zep Leggeb!«

»Ihr seid niedere Kreaturen!« fauchte dieser. »Ihr habt mir zu gehorchen!«

»Willst du es auf ein Kräftemessen ankommen lassen? Du, mit deiner verstümmelten Dämonenseele? Du warst stärker als wir, bevor sich Yul deiner angenommen hat. Doch nun ist nicht einmal erwiesen, ob du es mit einem von uns beiden aufnehmen kannst.«

Zep Leggeb platzte beinahe vor Wut, und zwar deshalb, weil der Kerl, der gesprochen hatte, recht hatte. Doch das wollte er nicht zugeben. Ihm war, als würde man ihm den Boden unter den Füßen wegziehen. Wie sollte er aus dieser Situation herauskommen, ohne das Gesicht zu verlieren?

Er ballte die Hände zu Fäusten. »Ihr werdet mir noch gehorchen, das sage ich euch!«

»Nur, wenn Erasmus Buldeo es von uns verlangt.«

»Ich werde mit ihm sprechen, sobald er hier eintrifft!« knurrte Zep Leggeb. »Und ihr werdet dann kein leichtes Leben haben, das kann ich euch jetzt schon versprechen!«

Damit wandte er sich um und stampfte davon. Er haßte diese Wesen, die sich in Echsen verwandeln konnten. Er hatte sich immer für etwas

Besseres gehalten, hatte sie verachtet, und es machte ihn rasend, mit ihnen auf derselben Stufe stehen zu müssen.
Das mußte sich ändern!

***

Erasmus Buldeo fuhr auf sein Schloß zu. Neben ihm röchelte ein Endzeitdämon. Buldeo hatte die Rückenlehne umgeklappt. Das Wesen, dem er so rasch wie möglich helfen mußte, wand sich in Krämpfen.
Caaba war der Name des Schwarzblütlers. Mehrmals hatte er Erasmus Buldeo gebeten, ihm zu helfen, aber dieser hatte noch keine Zeit für ihn gehabt.
Buldeo war einmal bei ihm gewesen und hatte ihn getestet. Damals hatte es so ausgesehen, als hätte Caaba übertriebene Angst vor dem Ende.
Nun aber stand die Sache auf Messer Schneide. Caaba war dem Tod sehr nahe, und Erasmus Buldeo hatte seinetwegen Gewissensbisse.
»Halte durch, Bruder«, sagte er eindringlich. »Wir sind gleich da. Du brauchst nicht zu sterben. Zep Leggeb hat ein Mädchen aufs Schloß geholt. Sie wartet auf dich. Man hat sie bestimmt schon bereitgelegt. Du wirst ihre Energie in dich aufnehmen und wieder jung und stark sein.«
Caaba gurgelte. Er hatte sich während der Fahrt verwandelt, hatte sein menschliches Aussehen abgelegt wie einen alten, zerschlissenen Mantel, für den er keine Verwendung mehr hatte.
»Du wirst leben«, sagte Erasmus Buldeo. »Ich lasse dich nicht im Stich!«
Caabas Körper glänzte und war weich wie Gelatine. Seine Haut hatte einen grünen Schimmer, und sein Schädel war eine unförmige Masse, in der ein gelbes Augenpaar steckte, unter dem große weiße Zähne schimmerten.
Erasmus Buldeo hielt seinen Wagen vor dem Schloßtor an. Es wurde ihm aufgetan, und er fuhr sofort weiter.
Augenblicke später sprang er aus dem Fahrzeug. Er rannte um das Heck herum und riß die Tür auf der Beifahrerseite auf.
»Kannst du aussteigen, Bruder?« fragte er.
Ein hilfloser Laut war die Antwort.
»Man wird dich tragen«, sagte Erasmus Buldeo und eilte ins Schloß.
Sekunden später erschienen zwei Diener und holten Caaba aus dem Auto. Sein Körper war glitschig. Er drohte ihnen zu entgleiten. Sie mußten immer wieder nachfassen, um ihn besser in den Griff zu bekommen.
Im Schloß trat Zep Leggeb vor Erasmus Buldeo. Er hatte vor, die Rangordnung zu klären, wollte Buldeo überreden, ihn über die Echsenköpfigen zu stellen.

Als Erasmus Buldeo merkte, worauf er hinaus wollte, schnitt er ihm mit einer gebieterischen Handbewegung das Wort ab. Zep Leggeb verstummte sofort.

»Ich habe jetzt keine Zeit!« schnauzte Erasmus Buldeo den Dämon mit der verstümmelten Seele an.

Die Diener brachten Caaba. Als Zep Leggeb den Endzeitdämon sah, begriff er, daß er den Zeitpunkt schlecht gewählt hatte.

»Kann ich irgend etwas tun?« fragte er.

»Nein«, antwortete Buldeo. »Hast du das Mädchen hergebracht?«

»Selbstverständlich. Sie liegt im Keller«, gab Zep Leggeb zurück.

»Dein Glück!« knurrte Erasmus Buldeo, der immer noch nicht gut auf ihn zu sprechen war. Kein Wort der Anerkennung kam über seine Lippen.

»Ich habe mich bewährt«, behauptete Zep Leggeb.

»Du wirst dich noch mehrmals bewähren müssen, wenn ich dir verzeihen soll«, sagte Erasmus Buldeo und forderte die Diener auf, Caaba gleich in den Zeremonienraum zu bringen.

Sie trugen ihn in den Raum mit den Höllengobelins und legten ihn in die steinerne Mulde. Erasmus Buldeo schickte nach dem Lebenskristall.

Er war sehr ungeduldig. Die Zeit drängte. Wenn er nicht schnellstens mit der Zeremonie begann, war Caaba verloren. Er wandte sich von Zep Leggeb ab, ließ ihn stehen und eilte in den Zeremonienraum.

Er liebte diese Hast nicht, doch heute ließ sie sich nicht vermeiden. Lieber war es ihm, wenn das Ganze so abging wie zum Beispiel bei Bathoo. Ruhig und ohne jede Hast.

Er setzte sich und wartete auf den schwarzmagischen Kristall, ohne den er die Zeremonie nicht beginnen konnte.

Draußen, vor der geschlossenen Tür, stand Zep Leggeb und ahnte nicht, wie nahe er dem Tod war, denn Boram war hinter ihm aufgetaucht.

Noch wußte Zep Leggeb nichts von der Nähe des weißen Vampirs, doch Augenblicke später spürte er den Todfeind, und er drehte sich hastig um.

Zum Teil war er auch Jonathan Dewaere, und als dieser wußte er, daß er dem Nessel-Vampir schon einmal begegnet war. Dewaere hatte den Kampf in der Garage des Einkaufszentrum noch in bester Erinnerung.

Er wußte, daß man mit Boram nicht in Berührung kommen durfte, denn erstens war das schmerzhaft, und zweitens kostete es Kraft, und davon hatte Zep Leggeb ohnedies nicht genug.

Er sah für sich nur zwei Möglichkeiten: Fliehen und Alarm schlagen! Ein Kampf kam für ihn nicht in Frage, denn den konnte er unmöglich gewinnen.

Brüllend rannte er los. Boram konnte ihn nicht daran hindern, aber er jagte ihm nach, und bereits nach wenigen Augenblicken hatte er ihn eingeholt.

Man brachte Erasmus Buldeo den Lebenskristall, der auf dem mitternachtsblauen Samtkissen lag, als er Zep Leggebs Gebrüll hörte.

»Was ist da los?« fragte er wütend und sprang auf.

Caaba gurgelte im Todeskampf. Buldeo hatte keine Zeit, sich um das zu kümmern, was in seinem Schloß vorging. Wenn er den Endzeitdämon retten wollte, mußte er es sofort tun.

Boram schlug mit der verdichteten Faust zu. Der Hieb war so kraftvoll, daß Zep Leggeb stürzte. Echsenköpfige tauchten auf und verfolgten - im Moment unschlüssig - den Kampf.

Boram warf sich auf Zep Leggeb, dessen Gebrüll immer lauter und schriller wurde. Er sah die Echsenköpfigen und schrie um Hilfe. Endlich bequemten sie sich, näher heranzurücken.

Zep Leggeb wehrte sich verzweifelt. Sein ganzer Körper war mit Nesseldampf bedeckt. Überall brannte sich dieses energiesaugende Gift in ihn hinein.

Die Kräfte schwanden ihm in erschreckendem Maße. Die Echsenköpfigen stürzten sich auf Boram, erlebten aber eine höchst unliebsame Überraschung.

Entsetzt rissen sie die Hände zurück, während der weiße Vampir immer mehr von Zep Leggebs Energie in sich aufnahm. Aus dem Gebrüll des Dämons wurde ein Geheul, das schließlich in einem Gewinsel endete.

Zep Leggeb war verloren!

In der steinernen Mulde des Zeremoniensaals kämpfte der sterbende Caaba mit den Schatten des Todes. Erasmus Buldeo blickte auf die gallertartige Masse und griff mit beiden Händen nach dem Lebenskristall.

Dann schickte er den Diener hinaus. »Sieh nach, was los ist, und sorge für Ruhe!« befahl er ihm.

Der Diener eilte aus dem großen Raum. Sobald sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, schmiegte Erasmus Buldeo seine Hände enger um den schwarzmagischen Kristall und versuchte ihn zu aktivieren, aber er merkte sofort, daß das diesmal nicht so problemlos klappte, denn er konnte sich nicht so gut wie sonst konzentrieren.

Caaba stand ihm nahe, deshalb wollte er ihn nicht sterben lassen. Er strengte sich an, um dem Endzeitdämon doch noch helfen zu können. Allmählich begannen seine Hände rot zu leuchten.

Zur selben Zeit machte Boram Jonathan Dewaere zum zweitenmal den Garaus. Die Echsenköpfigen standen im Kreis um ihn herum. Keiner wagte sich ihm zu nähern.

»Geht zur Seite!« befahl plötzlich eine dröhnende Stimme. »Den

nehme ich mir vor!«
Die Echsenköpfigen hatten nichts dagegen. Bereitwillig machten sie Platz - für Yul, den Dämonen-Cyborg!

***

Linda James erlangte zum zweitenmal das Bewußtsein. Ihr war kalt. Sie fröstelte und stellte fest, daß man sie entkleidet hatte. Sie schämte sich, und obwohl sie niemanden sah, wollte sie ihre Blößen mit den Händen bedecken, aber das war nicht möglich. Sie konnte sich nicht bewegen. Etwas, das weder zu sehen noch zu spüren war, hielt sie auf eine unbegreifliche Weise fest.
Tränen traten ihr in die Augen. All die Schrecken, die sie heute erlebt hatte, zogen in rascher Aufeinanderfolge an ihrem geistigen Auge vorbei.
Es war alles so entsetzlich, daß sie es nicht fassen konnte, und nun lag sie hier auf kaltem, hartem Stein, umgeben von bleichen Skeletten, wie eine Tote aufgebahrt, und flackernder Kerzenschein erhellte das unheimliche Gewölbe.
Sie hatte furchtbare Angst vor dem, was ihr bevorstand. Was man mit ihr vorhatte, wußte sie nicht, aber sie ahnte es.
Alle Anstrengungen, die sie unternahm, um freizukommen, fruchteten nicht. Sie fühlte sich verlassen und… verloren. Was blieb ihr anderes übrig, als zu resignieren? Wer sollte ihr helfen? Niemand wußte, wo sie war, und daß sie Hilfe brauchte. Sie mußte sich damit abfinden, daß sie hier den Tod finden würde.
Über ihr geschah etwas!
Die Decke des Kellergewölbes wurde ganz langsam transparent. Linda fragte sich nicht mehr, wie das möglich war. Es war so vieles unmöglich, und doch befand sie sich mittendrin in diesem entsetzlichen Horror.
Allmählich schien sich die Decke in Glas zu verwandeln, und Linda sah eine grauenerregende grüne Gestalt mit gelben Augen und widerlich großen Zähnen.
Das Wesen schien auf dem Glas zu liegen. Sein Körper wirkte weich und schwammig. Es spreizte zuckende Finger, und in seinem Blick vermeinte Linda eine verzweifelte Gier zu erkennen.
Plötzlich begriff sie. Das Monster wollte sie, gierte nach ihrem Leben! Sie war verloren, wenn dieses gallertartige grüne Ungeheuer durch die gläserne Decke kam!

***

Yul!
Boram wandte sich dem weißen Giganten zu. Er richtete sich zu seiner vollen Größe auf, war aber dennoch wesentlich kleiner als der Satansroboter.

David und Goliath standen einander gegenüber. Zwei nichtmenschliche Gegner. Der eine eine Dampfgestalt, geschaffen von einem Zauberer namens Angelo d'Alessandro. Der andere ein Stahlkoloß, gebaut von Mortimer Kulls Forschern.

David hatte eine Steinschleuder gehabt. Boram besaß sein Nesselgift, seine Schnelligkeit und seinen Mut.

Würde das gegen den weißen Giganten und das Höllenschwert reichen?

Die Echsenköpfigen wichen noch weiter zurück, machten Platz für Yul, den sie noch mehr fürchteten als Erasmus Buldeo, mit dem er sich zusammengetan hatte.

Yul hielt das Höllenschwert in der rechten Doppelhand. Zehn Finger umschlossen den Griff der gefährlichen Waffe, die sich mit dem Dämon-Cyborg verbündet hatte.

Jetzt hob Yul das Schwert, so daß die Spitze auf Borams Brust wies. Der Nessel-Vampir griff nicht als erster an. Er wartete auf Yuls Attacke und wollte dann blitzschnell reagieren.

Der Dämon-Cyborg versuchte die Konsistenz der Dampfgestalt zu analysieren. Auf einem inneren Bildschirm erschien das Ergebnis innerhalb weniger Augenblicke.

Nun wußte Yul, wen oder was er vor sich hatte, und daß ein Kontakt mit diesem Dampfwesen auch ihn schwächen würde. Er hatte sich auf Protoc mit einer Satansdroge gestärkt, und diese Kraft wollte er nicht an Boram verlieren.

Solange er im Besitz des Höllenschwertes war, brauchte er das nicht zu befürchten.

Er griff ohne jede Vorwarnung an. Boram sprang zur Seite, packte einen Echsenköpfigen und riß ihn vor sich.

Als Yul das Schwert von unten schräg nach oben schwang, traf die gebogene Klinge den Echsenköpfigen.

Vernichtet brach der Schwarzblütler zusammen. Seine Artgenossen wichen gleich noch weiter zurück.

Unter dem nächsten Schwerthieb tauchte Boram durch, und nun war er ›am Mann‹. Er umklammerte Yul und pumpte Höllenmagie ab, soviel nur möglich war.

Der Dämon-Cyborg machte einige unkontrollierte, zuckende Bewegungen, als hätte er ein stromführendes Kabel angefaßt.

Er hieb mit seiner linken Doppelfaust zu, und da Borams Körper in diesem Moment stark verdichtet war, streckte ihn dieser harte Schlag nieder.

Sofort wurde das Höllenschwert aktiv. Es ließ sich nicht mehr ausschließlich von Yul führen, sondern es führte sich gewissermaßen auch selbst.

Ungestüm schlug es auf den weißen Vampir ein. Boram wälzte sich

über den Boden und versuchte aus Yuls Reichweite zu kommen, aber das war nicht so einfach, denn der weiße Gigant hatte lange Arme, und sein rechter war zudem mit dem Höllenschwert verlängert.

Boram erkannte, daß er nicht weiter kämpfen durfte. Yul war ihm überlegen, deshalb beschloß er, sich bis zur Unsichtbarkeit auszudehnen.

Als er damit begann, streifte ihn das Höllenschwert, und er konnte die Ausdehnung des Dampfs nicht fortsetzen. Er war gezwungen, sichtbar zu bleiben.

Yul ging auf eine rasche Entscheidung los. Den Ring der Echsenköpfigen zu durchbrechen, stellte für Boram kein Problem, dar. Sie sprangen zur Seite, als er sich ihnen zuwandte.

Yul versuchte ihn zu stellen, doch Boram gelang es, eine Tür aufzustoßen. Es war die Tür, die in den Zeremoniensaal führte.

Erasmus Buldeo - seiner Konzentration nun vollends beraubt - sprang wütend auf. Eine solche Unterbrechung der Zeremonie hatte es noch nie gegeben.

Roter Nebel hatte sich über Caabas Körper gebreitet. Die Schwaden drohten sich langsam wieder aufzulösen. Das konnte für den Endzeitdämon, um den es ohnedies schon sehr kritisch stand, verheerende Folgen haben.

Bebend vor Zorn starrte Erasmus Buldeo auf den Nessel-Vampir, dem Yul in diesem Augenblick folgte.

Der Dämonen-Cyborg richtete abermals die Spitze des Höllenschwerts auf Borams dampfende Brust.

Und dann stach er zu!

***

»Sieht nicht besonders einladend aus, Erasmus Buldeos Schloß«, sagte ich zu Mr. Silver und rümpfte die Nase.

»Es soll nicht einladend, sondern abschreckend wirken«, bemerkte der Ex-Dämon, »und das tut es.«

Ich hatte meinen Rover in der Nähe versteckt. Es wäre reiner Zufall gewesen, wenn man ihn entdeckt hätte.

Der Hüne mit den Silberhaaren stand mit mir hinter einem großen Busch, dessen Zweige ich auseinandergebogen hatte, um einen ungehinderten Blick auf das Schloß zu haben.

»Hierher hat Yul den Leichenwagen gebracht«, murmelte ich. Eigentlich waren meine Worte nicht für Mr. Silver gedacht. Ich dachte nur laut. »Hier befinden sich Borain und Linda James…«

»Und Erasmus Buldeo«, knurrte Mr. Silver. »Den darfst du nicht vergessen.«

»Sieht ziemlich uneinnehmbar aus, mit seiner hohen Mauer«, sagte ich.

»Wenn wir keine geeignete Stelle finden, spazieren wir einfach durch das Tor«, gab Mr. Silver zurück.
»Es ist geschlossen«, bemerkte ich.
»Ich könnte es öffnen.«
»Heimlich, still und leise?« fragte ich.
»Das nicht.«
»Dann würde Yul drinnen auf dich warten und dir mit dem Höllenschwert den Schädel einschlagen. Gegen diese schwarze Waffe nützt dir nicht einmal die schützende Silberstarre.«
»Da sagst du mir nichts Neues«, bemerkte der Ex-Dämon mürrisch.
Wir pirschten uns näher an das Schloß heran. Es war eingebettet in einen finsteren Mischwald, und Mr. Silver entdeckte eine alte Eiche, die zwei von ihren knorrigen Ästen neugierig über die Schloßmauer streckte.
Der Ex-Dämon wies auf den Baum. »Siehst du noch ein Problem?«
»Jetzt nicht mehr«, erwiderte ich. »Es sei denn, Erasmus Buldeo hat sich ein paar raffinierte Fallen ausgedacht. Mir reicht eigentlich das, was ich in Jonathan Dewaeres Wohnung erleben mußte.«
»Wir werden sehen, was passiert, sobald wir die Mauer hinter uns haben«, sagte der Hüne.
»Immer kopfüber hinein ins eiskalte Wasser, nicht wahr?«
»Klar. Warum nicht?« erwiderte Mr. Silver.
»Selbst dann, wenn es nur zehn Zentimeter tief ist«, maulte ich. »Aber was soll's. Komm, wir versuchen mal unser Glück.«
Wir kletterten an der Eiche hoch und schoben uns auf einem der beiden Äste über die Mauer.
Die Rinde war rauh und schürfte mir die Haut auf. Ich spürte einen brennenden Schmerz, kümmerte mich aber nicht weiter darum. Linda James ging es schlechter als mir.
Ich baumelte zweimal hin und her, dann ließ ich los und fiel mittenhinein in die tiefe Schwärze, die den Schloßhof ausfüllte.
Die Landung war ziemlich unsanft. Sie stieß mir die Beine fast aus den Hüftgelenken. Ich ächzte und fiel nach vorn, fing mich mit vorgestreckten Armen ab und richtete mich vorsichtig auf.
Mr. Silver landete neben mir. Was heißt ›landete‹ - wie eine Bombe schlug er dicht neben mir ein. Es hatte beinahe den Anschein, als hatte er auf mich springen wollen.
»Daneben!« raunte ich ihm zu.
Bewegung in der Dunkelheit! Schnelle Schritte! Gestalten!
»Komm!« zischte ich und setzte mich ab. Ich warf mich hinter ein Fundament und preßte mich flach auf den Boden.
Mr. Silver folgte mir nicht. Legte er es auf einen Kampf an? Wenn jene, die uns - oder ihn - entdeckt hatten, Alarm schlugen, kamen wir nie ins Schloß, denn dann machte Erasmus Buldeo mit Sicherheit

sämtliche Schotten dicht.

Meine Augen hatten sich mittlerweile an die Dunkelheit gewöhnt. Sehr gut sehen konnte ich zwar nicht, aber daß die vier Kerle, die auf Mr. Silver zueilten, Echsenschädel hatten, erkannte ich dennoch.

Ich griff ins Jackett. Mr. Silver stand reglos da. Er ging nicht in Kampfstellung, unternahm überhaupt nichts gegen die Echsenköpfigen.

Sie packten ihn, und er ließ es geschehen. Ich verstand ihn nicht. Warum überwältigte er sie nicht? Er überragte sie um einen ganzen. Kopf, und sie waren bestimmt nicht so stark wie er, nicht einmal alle vier zusammen.

Warum schaltete er sie nicht aus? Warum ließ er sich von ihnen ergreifen und abführen? Sollte ich ihn da herausholen?

Ich zog meinen Colt Diamondback, und plötzlich begriff ich Mr. Silvers Taktik. Er war ein gerissener Bursche, das muß ich schon sagen. Er wollte ins Schloß, und die Echsenköpfigen brachten ihn ins Schloß. Er brauchte sich den Zutritt nicht einmal zu erkämpfen.

Auf diese Weise war er schneller drinnen, als ich es sein würde. Es sei denn, ich wandte die gleiche Taktik an, doch meine innere Stimme riet mir, das lieber nicht zu tun, denn ich haßte es, mich freiwillig in irgend jemandes Gewalt zu begeben.

Während sie den Ex-Dämon abschleppten, suchte ich nach einer Möglichkeit, gleichfalls ins Schloß zu kommen.

Sie bot sich mir in Form einer unscheinbaren Bohlentür, die zwar versperrt war, deren Schloß ich aber in einer Minute zu knacken vermochte.

Gelernt ist eben gelernt.

Die Tür ächzte, als ich sie bewegte. Ich ließ mir sehr viel Zeit, sie zu öffnen, damit das Geräusch mich nicht verriet.

Modergeruch legte sich feucht und schwer auf meine Lunge, als ich eintrat. Vor mir lag ein schmaler, kurzer Gang, der vor einer Treppe endete, die in die ›Unterwelt‹ des Schlosses führte.

Als ich sie erreichte, war mir, als würde ich das dünne, verzweifelte Schluchzen eines Mädchens hören.

Linda James!

Noch wußte ich nicht, wie groß die Gefahr war, in der sie schwebte. Mir war nur klar, daß ich schnellstens zu ihr mußte.

Ich hastete die Stufen hinunter, einem fahlen Licht entgegen. Das Schluchzen wurde deutlicher, blieb aber dünn, verzweifelt, hoffnungslos.

Ich sah brennende Kerzen, und was ihr Schein beleuchtete, jagte mir kalte Schauer über den Rücken.

Skelette! Wohin ich blickte, lagen Skelette! Verdammt, so vielen Endzeitdämonen hatte Erasmus Buldeo schon geholfen? So viele

Menschen hatten bereits sterben müssen, damit die verfluchten Dämonen weiterleben konnten?

Ich lief auf das Schluchzen zu. Schwer lag der Revolver in meiner Hand.

Ich hoffte, daß ich hier unten nicht Yul begegnete, denn ein Kampf mit ihm hätte mich sehr viel Zeit gekostet. Außerdem war nicht auszuschließen, daß Yul diesen Kampf gewonnen hätte.

Ich fürchtete ihn nicht. Ich schätzte ihn lediglich realistisch ein.

Das Gewölbe bestand aus mehreren Abteilungen, und als ich die nächste betrat, war die Decke über mir so durchsichtig wie Glas.

Ich sah ein grauenerregendes, gallertartiges Monster mit Armen und Beinen. Es war unförmig und wand sich unter heftigen Schmerzen.

Es lag dort oben auf dem Bauch, und ich sah neben ihm einen Mann stehen, der Erasmus Buldeo sein mußte.

Er sah so aus, wie ihn Mandy Bellwood beschrieben hatte. Buldeo hielt etwas in seinen Händen, das strahlte.

Den Lebenskristall!

Und das Scheusal, das dort oben auf dem Bauch lag, mußte ein Endzeitdämon sein, dem es bereits ziemlich dreckig ging.

Er brauchte ganz dringend die Energie eines Menschen. Linda James' Energie! Doch die sollte er nicht kriegen.

Ich entdeckte das nackte, verzweifelte Mädchen, das bestimmt schon mit seinem Leben abgeschlossen hatte.

Ich lief zu ihr. Das heißt, ich wollte es tun, aber da stürzte sich plötzlich jemand von hinten auf mich!

***

Mich traf ein harter Schlag. Ein glühender Schmerz durchraste meinen rechten Arm und machte meine Finger für einen Moment kraftlos. Dadurch verlor ich den Colt Diamondback.

Ein Stoß beförderte mich vorwärts.

Ich landete auf einer Steinbank, die ›besetzt‹ war. Ein Skelett lag darauf. Ich berührte die blanken Knochen mit beiden Händen. Sie rutschten über den Stein und fielen auf der anderen Seite klappernd auf den Boden.

Ein Arm legte sich waagerecht auf meine Kehle. Ein zweiter Arm drückte meinen Kopf nach vorn.

Mein Adamsapfel schmerzte. Ich ließ meinen Ellenbogen nach hinten sausen und traf den Körper meines Feindes.

Sehr viel Wirkung erzielte ich damit allerdings nicht. Wenn ich genau sein soll, hatte ich damit überhaupt keinen Erfolg.

Das änderte sich erst, als ich meinen magischen Flammenwerfer aus der Hosentasche holte.

Allein das Feuer erschreckte meinen Gegner, als es in einer

gewaltigen Flamme aus dem Feuerzeug schoß.

Der Griff lockerte sich. Ich kam frei, drehte mich um und setzte die Feuerlohe gegen meinen echsenköpfigen Feind wie die schlanke Klinge eines Floretts ein.

Ich stach zu und traf das Monster zwischen den Augen. Der Dämon faßte sich mit beiden Händen an den häßlichen Schädel, konnte aber nicht verhindern, daß sich das magische Feuer darauf ausbreitete.

Der Schädel verbrannte innerhalb von Sekundenbruchteilen. Kopflos brach das Wesen zusammen. Ich hatte es vernichtet.

Ich holte mir meinen Revolver wieder und eilte endlich zu Linda James. Sie konnte sich nicht bewegen. Durch einen dicken Tränenschleier sah sie mich an und konnte nicht glauben, daß ich wahrhaftig vor ihr stand.

Magie hielt sie fest. Ich befreite sie davon, indem ich einen von meinen Wurfsternen über ihren nackten Körper zog. Knisternd und pfeifend schnellten die unsichtbaren Fesseln zur Seite und lösten sich auf.

Durch die gläserne Decke sickerte roter Nebel. Ich glaubte zu wissen, was mit Linda James passierte, wenn sie mit ihm in Berührung kam.

»Schnell weg, Linda!« rief ich, aber sie dachte, immer noch gefesselt zu sein, denn sie schluchzte:

»Ich kann mich nicht bewegen, Tony!«

»Doch, Sie können!« widersprach ich ihr, während ich nervös auf den Nebel schaute, der immer rascher nach unten sank, dem Mädchen entgegen.

Es dauerte mir zu lange, bis sie sich zu bewegen wagte. Ich griff deshalb nach ihrer Hand und riß sie von der Steinbank herunter. Daß sie dabei zwei Kerzenständer umwarf und unsanft auf dem Boden landete, konnte ich nicht verhindern.

Es war bei weitem das kleinere Übel, denn jetzt erreichte der aggressive Nebel den Stein, auf dem Linda gelegen hatte, und er fraß sich selbst in ihn hinein.

Ich half dem Mädchen auf die Beine, riß mir mein Jackett von den Schultern und gab es ihr. »Hier, ziehen Sie das an!«

Sie schlüpfte hinein, und ich zog sie mit mir durch das Gewölbe. Ich war froh, daß es mir gelungen war, Linda das Leben zu retten. Jetzt mußte der schleimige Endzeitdämon sterben.

Ich hatte zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Wenn Boram und Mr. Silver ebenso erfolgreich waren, würden wir hier tüchtig aufräumen.

»Bleiben Sie hinter mir!« raunte ich dem Mädchen zu. Wir standen vor einer Treppe, die nach oben führte.

Linda wischte sich die Tränen aus den Augen. Sie hatte wieder Hoffnung, ich hatte sie ihr wiedergegeben. Ich sah ihr an, wie sehr sie

mir dafür dankbar war, und wie sehr sie jetzt wieder leben wollte.

Von Aufgabe und totaler Resignation keine Spur mehr. Linda glaubte wieder an das Leben.

Wir stiegen die Stufen hoch. Ich hielt den Revolver in der Linken und einen magischen Wurfstern in der Rechten.

Das silberne Feuerzeug hatte ich wieder eingesteckt. Es hatte mir zwar wertvolle Dienste geleistet, war aber nur für den Nahkampf gut. Der Flammenwerfer hatte nur eine Reichweite von etwa einem Meter.

Mit dem Wurfstern konnte ich eine größere Distanz überbrücken, und mit dem Colt Diamondback hatte ich eine noch größere Reichweite. Sein Nachteil war allerdings der Lärm, den er verursachte, deshalb wollte ich ihn im Moment lieber nicht einsetzen.

Als wir auf der halben Treppe waren, tauchte oben ein echsenköpfiges Wesen auf. Ich schleuderte den Silberstern mit vorschnellendem Handgelenk, und der Dämon brach tödlich getroffen zusammen. Er kugelte die Stufen herunter und blieb vor meinen Füßen liegen.

Ich beugte mich über ihn, um den Wurfstern wieder an mich zu nehmen. Da gellte mir Lindas Warnschrei in die Ohren.

»Vorsicht, Tony!«

Ein zweiter Dämon war erschienen. Ich hatte ihn nicht bemerkt, und er war schon so nahe, daß ich den Silberstern nicht mehr einsetzen konnte.

Er hatte sich von einer der Stufen abgestoßen und flog mir mit vorgestreckten Armen entgegen.

Ich sprang zur Seite - Linda nahm ich mit - und drückte ab. Donnernd entlud sich der Colt Diamondback, und die geweihte Silberkugel löschte das Leben des Schwarzblütlers aus.

Aber von nun an wußten alle, daß sich noch jemand im Schloß befand, der hier nichts zu suchen hatte.

Und wir hörten sie schon kommen!

***

Mr. Silver betrat mit den Echsenköpfigen das Schloß. Er gab sich nicht als Dämon zu erkennen, überzog sich gewissermaßen mit einer dünnen Schicht, die nichts von seiner dämonischen Ausstrahlung durchließ.

Die Echsenköpfigen fielen auf seinen Trick herein. Sie ahnten nicht, daß sie genau das taten, was er wollte.

Er dachte an Tony Ballard und lachte in sich hinein. Sein Freund hatte wahrscheinlich angenommen, er habe den Verstand verloren, aber er wußte haargenau, was er tat.

Im Schloß sah der Ex-Dämon weitere Echsenköpfige. Er hoffte, sie würden ihn zu Erasmus Buldeo bringen, und sie hätten das auch

getan, wenn dieser nicht mitten in der Durchführung des für Caaba wichtigen Rituals gewesen wäre.
Die Dämonen umringten den Hünen und warteten.
»Und was nun?« fragte der Ex-Dämon.
Einer der Echsenköpfigen veränderte sein Aussehen. »Wir warten.«
»Auf den Halleyschen Kometen? Oder auf was?« fragte Mr. Silver bissig. Er verlangte, dem Schloßbesitzer vorgeführt zu werden.
»Er hat jetzt keine Zeit für dich«, entgegnete der Dämonendiener.
»Ich bin nicht ohne Grund über die Mauer geklettert«, sagte der Hüne. »Ihr führt mich jetzt zu Erasmus Buldeo. Wenn ihr euch weigert, suche ich ihn allein auf.«
»Wenn du das versuchst, werden wir dich töten!« sagte der Dämon.
»Das probiert mal!« gab Mr. Silver zurück und erstarrte im selben Moment zu Silber, ohne seine Beweglichkeit zu verlieren.
Die Echsenköpfigen waren überrascht, griffen ihn aber dennoch an.
Er hieb auf die Dämonen ein und vernichtete einen nach dem anderen. Es war ihnen unmöglich, ihn aufzuhalten.
Trotzdem versuchten sie es. Sie rotteten sich vor einer Tür zusammen. Damit verrieten sie ihm, wo er Erasmus Buldeo finden würde.
Er warf sich ihnen entgegen und drang unaufhaltsam durch ihre Reihen. Ein letzter Gegner, ein letzter Hieb, und der Weg war frei.
Ein Schuß krachte. Das mußte Tony Ballard sein. Ihm war es inzwischen also auch gelungen, in das Schloß zu gelangen.

***

Noch bevor die Echsenköpfigen uns erreichen konnten, stürmte ich die Treppe hinauf und durch die Tür. Linda James war dicht hinter mir. Ich gelangte mit ihr in einen breiten Flur und entdeckte Mr. Silver vor einer Tür.
»Hierher, Tony!« rief er.
Ich wandte mich rasch an Linda. »Bleiben Sie hier stehen, bis ich Sie hole, okay?«
»Ja, Tony.«
»Laufen Sie nicht weg!« sagte ich.
»Bestimmt nicht. Ich warte hier auf Ihre Rückkehr.«
Ich war sicher, daß ich mich auf Linda verlassen konnte. Sie hatte den Ernst der Lage schon lange begriffen.
Ich rannte zu Mr. Silver, und der stieß die Tür auf, vor der er stand. Meine Kopfhaut spannte sich, als ich Yul erblickte. Der Satansroboter stach mit dem Höllenschwert soeben auf Boram ein.
Der weiße Vampir schnellte zur Seite, und ich drückte ab.
Meine Kugel traf den weißen Giganten, doch sie vermochte ihm nichts anzuhaben.

Im Zeremonienraum geriet alles aus den Fugen. Es ging drunter und drüber.

Yul schien sich auf die unerwartete Situation so rasch nicht einstellen zu können. Ich wünschte ihm eine totale Überlastung, und alle Drähte sollten in seinem Inneren verschmoren.

Er hatte immer noch vor, Boram zu töten, wollte gleichzeitig aber auch Mr. Silver und mich erledigen. Er hätte sich entscheiden müssen. Alles auf einmal konnte selbst er nicht tun.

Erasmus Buldeo erging es ähnlich. Wir hatten ihn überrumpelt, und das machte ihn konfus. Er vergaß auch den Dämon, dem er helfen wollte. Dazu war es jetzt ohnedies schon zu spät, denn Linda James lag nicht mehr in diesem Horrorkeller.

Der Nebel hatte ins Leere gegriffen, hatte dem Endzeitdämon nicht die so dringend benötigte Energie verschafft.

Jetzt löste sich der rote Nebel auf. Der Boden war nicht länger durchsichtig wie Glas. Der Endzeitdämon lag röchelnd in jener steinernen Mulde und fing an, langsam zu verdampfen.

Rußschwarze Wölkchen stiegen von dem gallertartigen Körper auf, der immer kleiner wurde, bis er schließlich ganz verschwand.

Das Ende war dem sterblichen Dämon nicht erspart geblieben.

Während sich all das ereignete, griff Yul uns an. Boram stellte sich neben mich. Mr. Silver, immer noch zu Silber erstarrt, warf sich dem Dämonen-Cyborg entgegen.

Der weiße Gigant war größer als der Ex-Dämon, obwohl dieser beachtliche zwei Meter maß.

Yul schwang das Höllenschwert hoch, und ich hörte das Knistern magischer Kraftfelder, als sie aufeinanderprallten.

Yul konnte sich nicht auch noch um uns kümmern. Er mußte seine gesamte Kraft gegen Mr. Silver einsetzen.

Wir waren frei. »Los, Boram!« keuchte ich. »Auf Buldeo!«

Wir stürmten an Yul und Mr. Silver vorbei, und im gleichen Moment begann bei Erasmus Buldeo eine grauenerregende Metamorphose.

***

Yul war ein Gegner, der Mr. Silver sehr viel abverlangte. Der Dämonen-Cyborg schien perfekter zu sein als jedes schwarzblütige Wesen.

Er schien nicht, wie diese, irgendeine Schwäche zu haben. Mago, der Schwarzmagier, Atax, die Seele des Teufels, Metal, der Silberdämon und wie sie sonst noch alle heißen mochten - sie waren stark, aber in dieser Stärke steckte auch eine gewisse Schwäche, bei der man sie packen konnte, wenn sie nicht aufpaßten.

Aber Yul schien perfekt zu sein, so kam es Mr. Silver jedenfalls vor. Er konnte tun, was er wollte, Yul parierte alle Attacken, ob sie nun

körperlich stattfanden oder sich auf magischer Ebene abspielten.

Es war ein Kampf zweier Giganten, der im Zeremoniensaal tobte. Sie schenkten einander nichts, spielten alles aus, was sie zu bieten hatten. Das wäre in Yuls Fall nicht ganz so gefährlich gewesen, wenn er nicht das Höllenschwert besessen hätte.

Mr. Silver hatte das Schwert so oft unterjocht, daß es ihn nun zu hassen schien. Vermutlich hatte es sich deshalb von ihm getrennt. Weil es sich seinen Willen nicht mehr aufzwingen lassen wollte.

Bei Yul war das etwas anderes. Yul ließ sich anscheinend bis zu einem gewissen Grad von der schwarzen Waffe steuern und beeinflussen. Deshalb schien sich das Höllenschwert für ihn entschieden zu haben.

Genau genommen hatte es Mr. Silver mit zwei Gegnern zu tun, und beide wollten ihn töten - Yul ebenso wie das Höllenschwert.

Deshalb war dies einer der schwersten Kämpfe, die der Ex-Dämon jemals zu bestreiten hatte.

Er hatte versucht, dem weißen Giganten mit seinem Feuerblick zuzusetzen, doch Yul hatte die Feuerlanzen, die aus Mr. Silvers Augen schossen, abgelenkt.

Mr. Silver hatte versucht, eine magische Hitze in den Körper des weißen Giganten zu bringen.

Auch das hatte nicht gefruchtet. Ihre Magien hoben sich gegenseitig mehr und mehr auf. Was blieb, war ihre Körperkraft, und davon besaß Yul auch eine ganze Menge.

Soeben wollte Mr. Silver dem milchweißen Cyborg das Höllenschwert entwinden. Er drückte gegen den Schwertarm. Silberschweiß perlte auf seiner Stirn.

Er mobilisierte seine Kraftreserven, um den Druck zu verstärken, doch die Doppelhand des weißen Giganten öffnete sich nicht.

Der Ex-Dämon änderte seine Taktik. Er ließ Yuls Arm los und hieb mit seinen Silberfäusten zu.

Yul wankte zurück. Hart trafen ihn die Metallfäuste des Ex-Dämons. Als Mr. Silver den Dämonen-Cyborg mit dem nächsten Faustschlag niederstrecken wollte, griff das Höllenschwert an, und wenn der Ex-Dämon nicht aus Silber bestanden hätte, wäre er jetzt blaß geworden, denn die schwarze Waffe sauste wie ein Fallbeil nach unten und hätte ihm beinahe die Hand abgeschlagen.

***

Erasmus Buldeo verwandelte sich. Seine Ohren wuchsen und wurden zu gezackten Flügeln. Er brüllte einen schwarzen Dämonenspruch, und die Szenen auf den Gobelins wurden Wirklichkeit.

Die Hölle war uns plötzlich beängstigend nahe. Aus Buldeos Gesicht schoß gleichzeitig eine Schnauze vor, die mich an das Maul eines

Alligators erinnerte.
Mir fiel auf, daß Boram die Hitze irritierte, die uns von den rot wabernden Gobelins entgegenschlug.
Ich schrie, er solle besser zurückgehen, doch er wich nicht von meiner Seite. Manchmal schlugen Flammen aus den Höllenteppichen, und wir hatten Mühe, nicht von ihnen erwischt zu werden.
Mit weiten Sätzen kam Erasmus Buldeo auf uns zu. Ich schoß auf ihn, bis keine Patrone mehr in der Trommel meines Revolvers war. Eine meiner geweihten Silberkugeln entriß ihm den Lebenskristall, und er torkelte, weil ihm das Silber zu schaffen machte.
Bevor er sich davon erholen konnte, steckte ich den leergeschossenen Revolver weg und öffnete mein Hemd.
Ich hatte die Absicht, Erasmus Buldeo, dieses furchterregende Ungeheuer, mit meinem Dämonendiskus zu erledigen.
Ich streifte die Kette, an der die milchig-silbrige Scheibe hing, ab und attackierte damit sofort Buldeo.
Wie ein Pendel schwang die Scheibe auf ihn zu. Er brüllte auf, als ihn das Metall traf.
Gleichzeitig flitzte Boram an mir vorbei. Erasmus Buldeo wollte sich mit einem Sprung in die Hölle retten, doch Borams Biß entzog ihm so viel Kraft, daß er diesen Sprung nicht mehr schaffte.
Als er zusammensackte, wandte ich mich ab. Erasmus Buldeo war bei dem weißen Vampir gut aufgehoben. Boram benötigte keine Unterstützung mehr.
Mr. Silver jedoch konnte sie noch gebrauchen.
Ich sprang neben ihn.
Nun stand es zwei gegen zwei. Auf der einen Seite standen Mr. Silver und ich, auf der anderen befanden sich Yul und das Höllenschwert.
Sofort verbesserte sich die Situation, und für einen Augenblick sah es danach aus, als geriete Yul ins Schwimmen.
Aber der weiße Gigant wußte sich zu helfen. Erasmus Buldeo hatte für sich einen Fluchtweg geschaffen.
Yul benützte ihn.
Das ging schneller, als wir es verhindern konnten. Rücklings warf sich der Satansroboter in die brennende Höllenlandschaft.
Die Flammen nahmen ihn auf und schlugen vor ihm gleich wieder zusammen. Er war verschwunden.
Und das Höllenfeuer stach immer weiter aus den Gobelins, die sich gegenüberhingen.
Mir kam vor, als strebten sie eine Vereinigung der Flammen an, und Boram befand sich genau in der Mitte.
Der Nessel-Vampir war immer noch mit Erasmus Buldeo beschäftigt.
»Boram!« schrie ich, als eine rote Lohe auf den weißen Vampir zuraste. Er hörte die Angst in meiner Stimme, ließ von Erasmus

Buldeo ab, der erledigt war, und duckte sich.
Die Flamme fegte knapp über ihn hinweg. Ehe ihm das Feuer doch noch zum Verhängnis werden konnte, eilte er zu uns.
Und hinter ihm wuchsen die Flammenlandschaften mehr und mehr zusammen.
»Der Lebenskristall!« rief Mr. Silver und wies darauf.
Während ich mit Boram der Tür zustrebte, holte der Ex-Dämon den Kristall unter den Flammen hervor.
Er preßte die ganze Magie, die ihm zur Verfügung stand, in seine Silberfaust und zermalmte den Lebenskristall.
Die Folge davon würde sein, daß viele Endzeitdämonen nun das Zeitliche segnen mußten, denn ohne den Kristall konnte ihnen kein Bruder helfen.
Als wir aus dem Zeremoniensaal traten, wuchsen die Höllenlandschaften völlig zusammen. Die Flammen würden sich im ganzen Schloß ausbreiten.
Wir mußten schnellstens raus. Mr. Silver nahm wieder sein gewohntes Aussehen an. Ich rief Linda James, ergriff ihre Hand, und dann rannten wir ins Freie, während der Höllenbrand durch Räume und Flure raste und alles Brennbare entzündete.
Wir waren noch nicht einmal aus dem Schloßhof draußen, da brannte das Gebäude bereits lichterloh wie eine riesige Fackel.
Mr. Silver öffnete für uns das Tor, und ich holte meinen Rover. Als Linda, Mr. Silver und Boram einstiegen, stürzten die ersten Schloßmauern ein.

***

Wir saßen in einem vornehmen Lokal. Es war Restaurant, Diskothek und Bar in einem. Tucker Peckinpah hatte uns eingeladen, und der Tisch, an dem wir saßen, war groß genug für uns alle.
Alle, das waren Vicky Bonney und Jubilee, Roxane und Mr. Silver, Tucker Peckinpah, sein Leibwächter, der Gnom Cruv mit seiner kleinen Freundin Tuvvana, Linda James - und natürlich ich.
Zwei Tage waren vergangen, seit das Dämonenschloß in Croydon in Flammen aufgegangen war.
Es war bis auf die Grundmauern abgebrannt, und Tucker Peckinpah fand, daß das ein Grund zum Feiern war.
»Es ist nur schade, daß die ›Moon Studios‹ zugesperrt haben«, sagte Jubilee bedauernd. »Vicky, Linda und ich sind da sehr gern hingegangen.«
»Oh«, meinte Tucker Peckinpah und nahm seine Zigarre aus dem Mund, »sie werden schon in Kürze wieder ihre Pforten öffnen.«
Vicky Bonney sah ihn überrascht an. »Tatsächlich? Ist das wirklich wahr, Mr. Peckinpah? Woher wissen Sie das?«

»Gibt es irgend etwas, wovon Mr. Peckinpah nichts weiß?« raunte ich meiner blonden Freundin zu.

»Ich weiß es vom neuen Besitzer der ›Moon Studios‹«, gab der Industrielle Auskunft.

»Es gibt bereits einen neuen Besitzer, und Sie kennen ihn?« fragte Jubilee neugierig.

Der Industrielle schmunzelte. »Ich begegne ihm mindestens einmal am Tag, und zwar dann, wenn ich mich rasiere.«

Vickys veilchenblaue Augen weiteten sich. »Was, Sie? Sie sind der neue Besitzer der ›Moon Studios‹?«

Tucker Peckinpah zuckte mit den Schultern. »Warum nicht? Ich habe mich informiert. Die Studios sollen wahre Goldgruben sein, und zu einem guten Geschäft hat Tucker Peckinpah noch nie nein gesagt. Die Branche ist dabei völlig egal. Ich werde die ›Moon Studios‹ selbstverständlich nicht selbst leiten. Ich habe Miß Mandy Bellwood gebeten, das für mich zu tun, und sie hat mit Freuden zugesagt.«

»Jetzt müssen wir beide auch mal hingehen«, sagte ich zu Mr. Silver.

Der Ex-Dämon kräuselte die Nase. »Albernes Herumgehopse.« Er schüttelte den Kopf. »Das ist nichts für mich.«

»Vielleicht ist es wirklich besser, wenn du den Studios fernbleibst, solange sie den Boden nicht mit massiven Eisenplatten verstärkt haben, sonst brichst du am Ende noch durch«, sagte ich lachend.

»Ja, ja«, maulte der Ex-Dämon. »Amüsiert euch nur auf meine Kosten.« Aber er war uns deswegen nicht böse.

Die Stimmung war großartig.

Sie hätte ruhig öfter so sein können.

Aber da verlangte ich wohl zuviel vom Leben.

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 94 »Die Droge aus der Jenseitswelt«, Tony Ballard Nr. 95 »Ein Cyborg aus der Hölle«

[2]Siehe Tony Ballard Nr. 84 »Medusenblick«